

Die drei ??? und der Teufelsberg

Alfred Hitchcock

Die drei ???
und der
Teufelsberg

Erzählt von William Arden



Franckh'sche Verlagshandlung
Stuttgart

Aus dem Amerikanischen übertragen von Leonore Puschert
Titel der Originalausgabe: »Alfred Hitchcock and The Three Investigators in
The Mystery of the Moaning Cave«
(Random House, Inc., New York / 1968)
© 1968, Random House, Inc., New York

Schutzumschlag von Aiga Rasch

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Lynds, Dennis

Alfred Hitchcock, die drei ??? [Fragezeichen] und
der Teufelsberg / erzählt von William Arden. – 5.
Aufl. – Stuttgart Franckh, 1979.

Einheitssacht.: Alfred Hitchcock and the three
investigators in the mystery of the moaning
cave <dt.>

ISBN 3-440-04623-0

NE: Hitchcock, Alfred [angebl. Verf.]

VW: Arden, William (Pseud.) → Lynds, Dennis

5. Auflage/61. – 75. Tausend

Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart / 1979

Alle Rechte an der deutschen Ausgabe, insbesondere das Recht
der Vervielfältigung und Verbreitung, vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm
oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für die deutsche Ausgabe:

© 1974, Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart

LH 9-GM

ISBN 3-440-04623-0/Printed in Hungary/Imprime en Hongrie

Satz: Konrad Tritsch, Würzburg

Herstellung: Kultura, Budapest

Die drei ??? und der Teufelsberg

Neues von Alfred Hitchcock	7
Im Tal der Wehklagen	9
Ein Unglücksfall	13
El Diablos Flucht	19
Jetzt wird ermittelt	29
El Diablos Höhle	35
Auf gefährlichem Weg	43
Laute aus der Finsternis	50
El Diablo!	56
Ein Überfall	66
Justus enthüllt einen Plan	72
Schatten unter Wasser	81
Gefangen!	89
Das geheimnisvolle Wasserloch	96
Das blanke schwarze Wesen	103
Das erste Rätsel wird gelöst	112
Eine Diamantengeschichte	118
Justus rät richtig	126
Maske ab für El Diablo	134
Alfred Hitchcock hört und staunt	138

Neues von Alfred Hitchcock

Es ist mir ein Vergnügen, meine Leser bei diesem jüngsten Fall, der den drei ??? Rätsel aufgibt, willkommen zu heißen. Solltet ihr nicht schon anlässlich früherer Taten mit ihnen Bekanntschaft geschlossen haben, so erlaube ich mir vorzustellen: die drei Detektive alias Justus Jonas, Peter Shaw und Bob Andrews, alle aus Rocky Beach in Kalifornien, unweit der weltbekannten Filmstadt Hollywood.

Seit einigen Jahren besteht nun schon die Detektivzentrale der drei ??? zur Aufklärung aller geheimnisvollen Fälle, die den Jungen begegnen. Firmenchef ist Justus Jonas, bekannt für seinen scharfen Verstand, seinen kühlen Kopf und seinen hartnäckig durchgehaltenen Vorsatz, niemals vor der Lösung eines Rätsels aufzugeben. Zweiter Detektiv ist Peter Shaw, der dem Trio als talentierter und geübter Sportler schon oft in gefährlichen Situationen zur Ehre gereichte. Dritter im Bunde ist Bob Andrews, äußerst belesen und gründlich, dem die Recherchen und die Führung des Archivs obliegen. Als Zentrale dient den Detektiven ein im Verborgenen abgestellter Campinganhänger auf dem Gelände der Firma »Gebrauchtwaren-Center T. Jonas«, die Justus Onkel Titus und Tante Mathilda gehört. Natürlich ist die Zentrale nur über gut verborgene Geheimzugänge zu erreichen.

»Wir übernehmen jeden Fall«, ist das Motto der Jungen, und auch diesmal treten sie dafür den Beweis an und reisen zu einer Ranch in den Bergen, um dort Ermittlungen anzustellen: über eine Höhle, aus der unheimliches Heulen und Stöhnen dringt, einen saganumwobenen Banditen, der im Tode keine Ruhe findet, und allerlei sonderbare Vorfälle in einem abgelegenen Tal. Was sie dabei entdecken, könnte gruselanfälligen Lesern eine Gänsehaut nach der anderen über den

Rücken jagen – also: Lesen bitte nur auf eigene Gefahr . . .
Doch nun sei es genug der Vorrede. Gleich geht es los –
aufgepaßt und mitgeraten!

Alfred Hitchcock

Im Tal der Wehklagen

»Huuuuu-uuu!«

Das unheimliche Wehklagen hallte durch das im Dämmerlicht liegende Tal.

»Das war es«, flüsterte Peter Shaw. »Es hat also wieder angefangen.«

Peter, Justus und Bob kauerten auf einem steilen, langgestreckten Bergrücken in einer abgelegenen Ecke der Mendoza-Ranch, nur etwa hundert Meter landeinwärts von der Pazifikküste.

Wieder ließ sich das Heulen oder Stöhnen hören – langgezogen und gruselig. »Huuuuu-uu!«

Peter erschauerte. »Ich kann es den Landarbeitern von der Ranch nicht verübeln, daß sie nicht mehr hierher kommen wollen«, sagte er zu seinen Gefährten.

»Vielleicht kommt es von dem Leuchtturm her, den wir unterwegs gesehen haben«, meinte Bob leise. »Vielleicht ist es eine Art Echo vom Nebelhorn.«

Justus schüttelte den Kopf. »Nein, Bob, ich glaube nicht, daß es vom Leuchtturm kommt. Der Klang ist ganz anders als bei einem Nebelhorn. Und außerdem haben wir heute abend gar keinen Nebel.«

»Was könnte es dann –« fing Bob an, aber da kauerte Justus schon nicht mehr an seiner Seite. Zielbewußt schritt der stämmige Erste Detektiv den Grat des Hügels entlang nach rechts. Peter und Bob sprangen auf und folgten ihm. Die Sonne war jetzt fast ganz in einem Einschnitt zwischen den Bergen an der Küste versunken, und ein dunstiger roter Widerschein lag über dem Tal. Nach ungefähr fünfzig Metern blieb Justus stehen. Wieder kam das Stöhnen. Er horchte angespannt, die hohle Hand hinters Ohr gelegt. Peter sah verdutzt drein.

»Was haben wir eigentlich vor, Just?« Justus gab keine Antwort. Er machte nur kehrt und schritt beinahe hundert Meter in entgegengesetzter Richtung los.

»Soll das hier oben ein längerer Spaziergang werden, Just?« fragte Bob, über das sonderbare Benehmen des Ersten Detektives ebenso verwundert wie Peter.

Ehe Justus antworten konnte, schallte erneut ein unheimliches Heulen durchs Tal. »Huuuuu-uu!«

Justus wandte sich an seine Freunde. »Nein, Bob – unser Experiment ist beendet.«

»Was denn für ein Experiment?« gab Bob zurück. »Außer Herumlaufen haben wir ja gar nichts getan!«

»Wir haben uns das Stöhnen von drei verschiedenen Punkten auf diesem Hügel aus angehört«, erklärte Justus. »Im Geist zog ich Linien von meinem jeweiligen Standpunkt bis dahin, woher das Stöhnen zu kommen scheint. Wo die drei Linien sich kreuzen, dort ist der genaue Ursprung der Töne.«

Plötzlich hatte Bob begriffen. »Aber ja, Peter«, sagte er. »Das ist trigonometrische Vermessung. Geometer arbeiten immer damit, stimmt's?«

»Genau«, sagte Justus. »Natürlich war meine Methode sehr grob, aber für uns erfüllt sie ihren Zweck.«

»Welchen Zweck, Just?« fragte Peter. »Ich meine, was haben wir damit rausgefunden?«

»Wir haben herausgefunden, daß der Ursprung der Töne in dieser Höhle im Berg liegt – in El Diablos Höhle«, verkündete Justus.

»Na und?« rief Peter. »Das wußten wir doch schon von Mr. und Mrs. Dalton.«

Justus schüttelte den Kopf. »Gute Detektive nehmen die Aussagen anderer Leute nicht hin, ohne sie selbst nachzuprüfen. Denn auf Zeugen ist oft wenig Verlaß, worauf uns Mr. Hitchcock schon mehrfach hingewiesen hat.«

Justus sprach vom Filmregisseur Alfred Hitchcock, dem guten Freund der drei ??? seit jener Zeit, als sie ihre abenteuerlichen Ermittlungen erstmals aufgenommen hatten, um für eines seiner Filmprojekte ein Spukhaus zu finden.

»Du hast wirklich recht«, sagte Peter. »Mr. Hitchcock hat uns klargemacht, wie wenig Zeugen tatsächlich sehen.«

»Oder hören«, ergänzte Justus. »Aber jetzt zweifle ich nicht mehr daran, daß das Heulen oder Stöhnen aus El Diablos Höhle kommt. Nun müssen wir nur noch herausfinden, was hier so stöhnt, und –«

Der Erste Detektiv brachte seinen Satz nicht zu Ende, denn die Klagelaute drangen schon wieder herüber. Unirdisch und grauenerregend hallte es durch das düstere Zwielflicht über dem Tal.

»Huuuuu-uuu!«

Selbst Justus erschauerte diesmal, denn jetzt krochen schon lange Schatten durch das Tal hin.

Peter schluckte. »Ach was, Just – Mr. Dalton und der Sheriff haben die Höhle schon dreimal untersucht. Und sie haben nichts gefunden.«

»Vielleicht ist es irgendein Tier«, brachte Bob vor.

»Das hört sich nach keinem mir bekannten Tier an«, erwiderte Justus, »und von einem gewöhnlichen Tier hätten der Sheriff und Mr. Dalton auch Spuren entdeckt. Sie sind erfahrene Jäger und Fährtsensucher.«

»Von einem gewöhnlichen Tier?« wiederholte Peter unbehaglich.

»Ja, möglicherweise ist es ein Tier, das niemand hier vermuten würde«, meinte Justus. »Oder vielleicht« – und die Augen des Ersten Detektivs funkelten – »ist es El Diablo selbst!«

»Du bist ja nicht bei Trost!« rief Peter. »Wir glauben doch nicht gar an Gespenster – oder?«

Justus grinste. »Wer hat denn was von Gespenstern gesagt?«

»Aber El Diablo ist schon fast hundert Jahre tot«, wandte Bob

ein. »Wenn du kein Gespenst meinst, Just, was meinst du dann?«

Justus blieb keine Zeit mehr zum Antworten, denn in diesem Augenblick entflamte der Himmel über dem Tal plötzlich in grellroten Lichtblitzen. Die Jungen rissen weit die Augen auf, als das ganze Tal in einer Kette von Explosionen zu erbeben schien.

»Was ist das, Just?« fragte Bob.

Justus schüttelte den Kopf »Ich weiß nicht.«

Das Blitzen hatte aufgehört, und das Echo der Explosionen verhallte. Die drei Jungen sahen einander an. Dann schnalzte Bob mit den Fingern. »Ach, jetzt weiß ich: Es ist die Marine! Weißt du noch, wie wir all die Schiffe beim Manöver sahen, als wir hergefahren kamen, Just? Bestimmt veranstalten die draußen bei den Kanal-Inseln Zielschießen.«

Erleichtert lachte Peter. »Klar, das machen die mehrmals im Jahr. Ich habe auch in der Zeitung davon gelesen. Sie schießen da draußen auf so eine unbewohnte Insel.«

Justus nickte. »Erst gestern stand es in der Zeitung. Zielschießen als Nachtübung. Kommt jetzt, ich will zurück zur Ranch und mehr über das Tal hier erfahren.«

Bob und Peter war das gerade recht, denn inzwischen lag das Tal völlig im Finstern. Die drei Jungen gingen zu ihren Fahrrädern, die sie zuvor auf einem Feldweg abgestellt hatten.

Plötzlich hörten sie vom Tal her ein lautes Rumpeln, dem ein langgezogener Klagelaut folgte.

Ein Unglücksfall

Der Klage-ton verebbte über dem Tal.

»Das war nicht das Stöhnen aus der Höhle!« rief Peter.

»Nein,« bestätigte Justus. »Das war ein Mensch!«

»Jemand in Not«, setzte Bob hinzu. »Kommt mit, Freunde!«

Der Laut war vom Fuß des Berges zwischen dem Tal und dem Ozean herübergedrungen. »Teufelsberg« wurde er wegen der beiden wie Hörner geformten Gipfelzacken genannt.

Die Jungen durchquerten das Tal in schneller Fahrt auf ihren Rädern, bis sich vor ihnen der Teufelsberg erhob. Gesteinsmassen von einem soeben niedergegangenen Steinschlag versperrten den ansteigenden Weg. Der Staub hing noch in der Luft.

»Hilfe!« rief eine schwach vernehmbare Stimme.

Peter kniete neben dem grauhaarigen Mann nieder, der am Boden lag, ein Bein in unnatürlich verdrehter Haltung unter den Steinen begraben, das Gesicht schmerzverzerrt. »Bleiben Sie ganz ruhig liegen«, sagte Peter zu ihm. »Wir holen Sie schon hier heraus.«

Er stand auf und sah Justus an. Ach glaube, er hat sich das Bein gebrochen. Wir sollten lieber rasch Hilfe holen.«

Der Mann am Boden trug abgeschabte bäuerliche Arbeitskleidung. Mit zusammengebissenen Zähnen stieß er hervor: »Geht zur Mendoza-Ranch. Da arbeite ich. Sagt Mr. Dalton, er soll ein paar Männer herschicken.«

Die Jungen sahen sich bestürzt an. Schon wieder ein Unglücksfall bei Mr. Daltons Leuten! Und noch mehr Unheil im Tal der Wehklagen!

*Dieser erste Ausflug bescherte den drei ???
außer dem Marine-Geschützdonner noch un-*



heimlichere Hör-Erlebnisse: erst Heulen und Stöhnen scheinbar unirdischen Ursprungs und nun Schmerzensschrei und Hilferuf des Verletzten. Ob hier tatsächlich ein gewisser El Diablo – »Der Teufel« – durch die Gegend geistert und Unheil stiftet?

Peter war zur Mendoza-Ranch gekommen, um bei Mr. und Mrs. Dalton, denen die Ranch seit kurzem gehörte, vierzehn Tage Ferien zu machen. Jess Dalton hatte als berühmter Rodeo-Reiter bei mehreren Wildwestfilmen mit Mr. Shaw zusammengearbeitet. Jetzt hatte er beschlossen, sich zur Ruhe zu setzen und von seinen Ersparnissen eine Ranch zu erwerben. Die Daltons hatten jedoch kaum damit begonnen, die abgewirtschaftete Ranch wieder in Schuß zu bringen, als die Pechsträhne begann.

Das Tal der Wehklagen, das seinen Namen aus alten indianischen Sagen und den Wirren der von den Spaniern regierten Zeiten hatte, war jüngst wieder berüchtigt für sein schauerliches Heulen und Stöhnen – nach fünfzig Jahren des Schweigens. Und nicht genug damit, daß dies die auf der Ranch neu eingestellten Landarbeiter in Schrecken versetzte – es ereigneten sich seither auch immer wieder Unglücksfälle.

Das erste Mal passierte es, als zwei Arbeiter eines Abends nach Einbruch der Dämmerung durch das Tal der Wehklagen ritten. Plötzlich hörten sie einen sonderbaren Heulton, bei dem ihre Pferde scheuten und die beiden Reiter abwarf. Ein Mann brach sich dabei den Arm, und nach ihrer Rückkehr zur Ranch erzählten sie überall von dem »Spuk« dort im Tal. Bald darauf brach mitten in der Nacht eine Rinderherde ohne erkennbaren Anlaß in panische Flucht aus. Dann wieder schwor ein Landarbeiter, der abends durchs Tal ging, er habe aus El Diablos Höhle am Fuß des Teufelsberges eine

riesenhafte Gestalt auftauchen sehen. Und kurz danach verschwanden zwei Arbeiter ohne jegliche Ankündigung, und obwohl der Sheriff versicherte, er sei ihnen im benachbarten Santa Carla wieder begegnet, fand er bei den Leuten auf der Ranch wenig Glauben.

Schon nach kurzem Aufenthalt auf der Ranch merkte Peter, daß das Ehepaar Dalton sich große Sorgen machte. Nachforschungen in der Höhle lieferten keine Erklärung, und Spukgeschichten und Schauernmärchen konnte der Sheriff nicht nachgehen. Er und auch Mr. Dalton waren sich darüber einig, daß sich alles leicht aufklären lassen müßte, aber dies war bisher noch niemand gelungen. Also hatte Peter rasch entschlossen Bob und Justus herkommen lassen, denn es sah ganz so aus, als sei dies ein weiterer rätselhafter Fall für die drei ????. Die beiden anderen Jungen hatten ohne weiteres die Erlaubnis zur Reise erhalten, und die Daltons nahmen sie gern auf ihrer Ranch auf

Die Mendoza-Ranch lag nur zehn Meilen von dem modernen Urlaubsort Santa Carla entfernt und nur hundert Meilen nördlich von Rocky Beach, ebenfalls an der Küste Kaliforniens. Zerklüftete Gebirge, tiefe Täler und Schluchten kennzeichneten die Landschaft, und entlang der Pazifikküste gab es einsame Buchten. Bobs Eltern und Justus Onkel und Tante hatten es sehr begrüßt, daß sich den Jungen Gelegenheit bot, eine richtige Ranch kennenzulernen und dort reiten, schwimmen und fischen zu können.

Doch statt Reiten, Fischen oder Schwimmen hatten die Jungen anderes im Sinn: das Geheimnis über dem Tal der Wehklagen zu ergründen. Und dabei hatten sie nun diesen Mann entdeckt, der da hilflos und stöhnend am Boden lag, das Bein unter dem Steinhagel begraben.

»Dieses verhexte Tal, daher kommt das ganze Übel«, murmelte der Mann unter Schmerzen vor sich hin. »Ich hätte nicht herkommen sollen . . . Das Geheul bringt nur Unglück.«

»Nein, diesmal bestimmt nicht«, sagte Justus ernsthaft. »Ich vermute, daß sich bei den Detonationen des Marine-Manövers ein paar Steine losgelöst und einen Steinschlag verursacht haben. Diese Flanke des Teufelsberges fällt ziemlich steil ab, und das Gestein ist sehr spröde.«

»Und es war doch das Geheul«, widersprach der Verletzte eigensinnig.

»Wir sollten jetzt wirklich Hilfe holen, Freunde«, sagte Peter.

»Die Steine kriegen wir nicht allein weg.«

In diesem Augenblick wieherte ganz in der Nähe ein Pferd. Die Jungen drehten sich um und erblickten drei Männer, die vom Tal her auf sie zuritten. Einer führte ein reiterloses Pferd am Zügel. Ganz vorn ritt Mr. Dalton selbst.

»Was treibt denn ihr Jungen hier?« fragte Mr. Dalton, als er vom Pferd stieg. Er war ein großer, drahtiger Mann in leuchtend rotem Hemd, verwaschenen Jeans und Cowboystiefeln mit hohen Absätzen und Sporen. Sein sonnengebräuntes Gesicht mit der lederartigen Haut war sorgenzerfurcht.

Die Jungen erklärten, wie sie den Verunglückten gefunden hatten.

»Wie geht's, Cardigo?« fragte Mr. Dalton, als er neben dem Mann niederkniete.

»Ich hab' mir das Bein gebrochen«, murmelte der Mann, »und schuld daran ist nur dieses verfluchte Tal. Ich bleib' hier nicht länger.«

»Ich glaube, durch das Schießen haben sich ein paar Felsbrocken gelockert und einen Steinschlag ausgelöst«, erklärte Justus.

»Natürlich«, pflichtete Mr. Dalton bei. »Das war es. Halt jetzt still, Cardigo, dann haben wir dich im Nu hier frei.«

Wenige Augenblicke später hatten sie die Steine von dem Verletzten weggehoben, und die beiden anderen Männer hatten den Lastwagen geholt. Sie fuhren im Rückwärtsgang zu der Unfallstelle vor und betteten Cardigo vorsichtig auf die

Pritsche. Dann fuhr der Wagen los zum Krankenhaus in Santa Carla, und die drei Jungen gingen zu ihren Fahrrädern zurück.

Als Bob, Peter und Justus später auf der Ranch ankamen und ihre Räder abstellten, war es schon ganz dunkel geworden. Insgesamt gab es fünf Gebäude auf der Ranch: die Wohnbaracke für die Landarbeiter, eine große Scheune, eine kleinere Scheune, ein Wirtschaftsgebäude mit Küche und Vorratsräumen und schließlich das große Wohnhaus. Das war ein alter zweigeschossiger Bau aus Holzbalken und Lehmziegeln mit einer luftigen, überdachten breiten Veranda, die um das ganze Haus lief. Die Mauern waren über und über mit hell- und dunkelrot blühenden Kletterpflanzen bewachsen. Umzäunte Koppeln umgaben die Häusergruppe.

Vor dem Küchenhaus standen Männer in Grüppchen beisammen und unterhielten sich offensichtlich über den Unglücksfall. Sie sprachen leise, aber aus ihren Gesichtern waren Besorgnis und Empörung abzulesen. Die Jungen wollten gerade ins Wohnhaus eintreten, als aus der Nacht eine Stimme zu ihnen drang – eine tiefe, rauhe Stimme.

»Wo habt ihr Burschen euch wieder rumgetrieben?«

Auf der Veranda bewegte sich etwas, und die Jungen erkannten die kleine, magere Gestalt und das kantige, wettergegerbte Gesicht von Luke Hardin, dem Vorarbeiter auf der Ranch. »Ganz schön groß, die Ranch hier«, sagte Hardin. »Da verirrt man sich leicht mal.«

»Wir sind an freies Land und Berge gewöhnt, Mr. Hardin«, erwiderte Justus. »Um uns brauchen Sie sich ganz bestimmt nicht zu sorgen.«

Der Vorarbeiter trat einen Schritt näher. »Ich hab' schon gehört, wo ihr gewesen seid. Im Tal der Wehklagen, was? Das ist aber gar nicht der richtige Ort für euch Grünschnäbel, hört ihr? Bleibt da schön weg in Zukunft!«

Ehe die Jungen widersprechen konnten, ging die Haustür auf,

und eine kleine, energische Frau mit grauem Haar und tiefbraunem Gesicht kam aufgeregt heraus.

»Unsinn, Luke!« fuhr Mrs. Dalton den Mann an. »Die Jungen sind keine kleinen Kinder mehr. Sie scheinen mir eine ganze Menge mehr Verstand zu haben als du.«

»Das Tal der Wehklagen ist eine üble Gegend«, sagte Hardin eigensinnig.

»Ein erwachsener Mann wie du«, rief Mrs. Dalton. »Und hat Angst vor einer Höhle!«

»Ich hab' keine Angst«, sagte Hardin langsam. »Und Tatsachen sehe ich ins Auge. Ich hab' hier mein ganzes Leben zugebracht. Schon als Junge hörte ich vom Tal der Wehklagen. Damals glaubte ich kein Wort von diesen Geschichten, aber jetzt bin ich nicht mehr so sicher.«

»Ach, dummes Zeug! Das ist doch lauter alter Aberglaube, und das weißt du ganz genau!« sagte Mrs. Dalton. Trotz ihrer beherzten Worte war Mrs. Dalton anzumerken, daß auch sie unsicher war.

»Woher kommt denn Ihrer Meinung nach das Stöhnen, Mr. Hardin?« fragte Justus den Vorarbeiter.

Luke Hardin blickte Justus aus zusammengekniffenen Augen an. »Weiß ich eben nicht, Junge. Das weiß überhaupt keiner. Wir haben nachgeschaut, aber niemand hat bisher was gefunden. Auf jeden Fall nichts Sichtbares.« Die Augen des Mannes schienen in der Dunkelheit aufzuglimmen. »Die Indianer sagen schon immer, daß keiner das Wesen aus der Urzeit zu Gesicht bekommt!«

El Diablos Flucht

»Luke!« empörte sich Mrs. Dalton.

Aber der Mann ließ sich nicht zurechtweisen. »Ich sag' ja nicht, daß ich die Geschichten glaube. Aber alles kann man nun mal nicht wegdiskutieren. Das Heulen aus der Höhle hat wieder angefangen, und eine Erklärung dafür hat immer noch keiner gefunden. Wenn es nicht das Urwesen ist, was ist es wohl dann?«

Damit schritt Luke Hardin von der Veranda herunter und auf die Baracke zu. Mrs. Dalton sah ihm mit starrem, sorgenvollem Gesicht nach.

»Ich fürchte fast, das alles breitet sich so richtig aus hier«, sagte sie dann. »Luke ist sonst ein so tapferer Bursche, wie ich selten einen kannte. So wie vorhin habe ich ihn noch nie reden hören.«

»Mich wundert, warum er vor uns überhaupt von diesem ›Urwesen‹ angefangen hat«, meinte Justus nachdenklich.

Da lächelte Mrs. Dalton plötzlich. »Luke wird ganz einfach müde sein. Wir haben uns alle zu viel Sorgen gemacht und zu viel gearbeitet. So, und was meint ihr drei jetzt zu Milch und selbstgebackenen Keksen?«

»Fein, Madam!« antwortete Peter schnell für alle.



Es kommt vor, daß gewisse Leute aus gewissen Beweggründen gewisse Schauergeschichten erfinden oder zumindest deren Verbreitung fördern . . . Seid auf der Hut, beobachtet gut!

Bald knabberten die Jungen im gemütlichen Wohnraum des

alten Ranchhauses ihre Kekse. Farbenfrohe indianische Teppiche bedeckten den Fußboden unter den handgearbeiteten ländlichen Möbeln. Das Mauerwerk des großen Kamins nahm fast eine ganze Seite des Raums ein. An den Wänden hingen präparierte Köpfe von Rotwild, Bären und Bergglöwen.

»Und was ist nun dieses Urwesen, Mrs. Dalton?« erkundigte sich Justus, ehe er sich noch einen Keks einverleibte.

»Das ist eine alte Sage der Indianer, Justus, sonst nichts. Als vor sehr langer Zeit die Spanier zum ersten Mal hierherkamen, erzählten die Indianer von einem blanken schwarzen Ungeheuer im Teufelsberg, das seit Urzeiten tief drinnen in der Höhle in einem Wasserloch lebt.«

Peter blinzelte. »Aber wenn man das Wesen nicht zu Gesicht bekam, woher wußten die Indianer dann, daß es blank und schwarz war?«

Mrs. Dalton lachte. »Merkt ihr was? Es ist einfach ungereimtes Zeug. Wahrscheinlich glaubten sie, irgendwann hätte jemand das Wesen gesehen und anderen davon erzählt, und so wurde die Geschichte seither überliefert.«

»Was meinten denn die Spanier dazu?« fragte Bob.

»Na, das ist reichlich lange her«, sagte Mrs. Dalton, »und damals waren auch sie ganz schön abergläubisch. Sie behaupteten wohl, sie glaubten es nicht, aber wenn es nicht unbedingt sein mußte, kamen sie dem Tal lieber nicht zu nahe. Nur die tapfersten Männer, solche wie El Diablo, wagten sich in die Höhle.«

»Könnten Sie uns was von El Diablo erzählen?« bat Justus.

In diesem Augenblick kam Mr. Dalton ins Zimmer und mit ihm ein kleiner, hagerer Mann mit dicken Brillengläsern. Die Jungen waren ihm schon vorher begegnet. Es war Professor Walsh, zur Zeit ebenfalls Hausgast bei den Daltons.

»Na, ihr Jungen, ich höre da, daß ihr draußen in unserem mysteriösen Tal wart«, sagte der Professor.

»Dummes Zeug!« fuhr Mr. Dalton auf »Da ist nichts passiert, was nicht auf einer x-beliebigen anderen Ranch auch passieren kann. Unglücksfälle, wie sie immer mal vorkommen.«

»Sie haben natürlich recht«, sagte Professor Walsh, »aber ich habe leider den Eindruck, daß Ihre Leute Ihnen das nicht abnehmen. Ungebildete Menschen glauben allzu leicht an übernatürliche Mächte – dabei ist ihr eigener Leichtsinn das größte Übel.«

»Wenn wir nur die Ursache aufdecken und sie überzeugen könnten«, meinte Mr. Dalton. »Nach diesem Vorfall heute abend laufen mir noch mehr Leute weg. Und dabei hat sogar Justus gemerkt, daß der Steinschlag von den Schießübungen der Marine vor der Küste ausgelöst wurde.«

»Entschuldigen Sie, Sir«, meldete sich Justus zu Wort, »aber wir möchten hier helfen, wenn wir können. Wir haben mit solchen Dingen einige Erfahrung, wie Ihnen Mr. Shaw vielleicht berichtet hat.«

»Erfahrung?« wiederholte Mr. Dalton mit einem zweifelnden Blick auf die drei Jungen.

Justus zog zwei Karten aus der Tasche und gab sie Mr. Dalton. Der hochgewachsene Rancher las sorgfältig. Auf dem ersten Exemplar, einer großformatigen Geschäftskarte, stand:

Die drei Detektive

???

Wir übernehmen jeden Fall

Erster Detektiv	Justus Jonas
Zweiter Detektiv	Peter Shaw
Recherchen und Archiv	Bob Andrews

Mr. Dalton runzelte die Stirn. »Aha, Detektive? Na, ich weiß nicht . . . Dem Sheriff ist es vielleicht nicht gerade angenehm, wenn sich da Jungen einmischen.«

Professor Walsh sah sich die Karte auch an. »Wozu denn die

Fragezeichen? Zieht ihr eure detektivischen Fähigkeiten etwa selbst in Zweifel?«

Der Professor lachte über seinen eigenen Witz, aber Bob und Peter grinnten nur und warteten auf Justus Erläuterung. Erwachsene erkundigten sich immerzu wegen dieser Fragezeichen, und genau darauf hatte es Justus angelegt.

»Nein, Sir«, sagte der Erste Detektiv. »Die Fragezeichen sind unser Symbol. Sie stehen für unbeantwortete Fragen, für ungelöste Rätsel, für Geheimnisse aller Art, die wir zu enthüllen trachten. Es ist uns bisher gelungen, jeden noch so rätselhaften Fall, dem wir begegnet sind, aufzuklären.«

Die letzten Worte sprach Justus voller Stolz. Aber Mr. Dalton betrachtete sich schon den anderen Ausweis, ein grünes Kärtchen. Jeder der drei ??? besaß eines, und alle lauteten gleich:

Der Inhaber dieses Ausweises ist ehrenamtlicher Junior-Assistent und Mitarbeiter der Polizeidirektion von Rocky Beach. Die Behörde befürwortet jegliche Unterstützung von dritter Seite.

gez. Samuel Reynolds
Polizeihauptkommissar

Professor Walsh besah sich die Karte durch seine dicken Gläser. »Sieh einer an. Sehr eindrucksvoll, muß ich sagen. Ihr könnt euch ja tatsächlich hervorragend ausweisen.«

»Ihr Jungen habt euch heute abend auf alle Fälle vernünftiger angestellt als die Hälfte der Erwachsenen hier bei uns«, sagte Mr. Dalton noch. »Vielleicht haben wir genau das nötig, um mit diesem Unsinn aufzuräumen – drei Jungen mit unbelastetem Blick. Ich bin ganz sicher, daß es eine einfache Erklärung gibt, und wenn ihr verspricht, daß ihr dort bei der Höhle recht vorsichtig seid, könnt ihr von mir aus gern losziehen und ermitteln.«

»Wir passen schon auf!« riefen die Jungen einstimmig. Mrs. Dalton lächelte. »Ich glaube fest, daß es eine ganz simple Erklärung gibt, die uns bloß bisher entgangen ist.«

Mr. Dalton schnaubte verächtlich. »Und ich sage, es ist der Wind, der durch diese alten unterirdischen Gänge bläst – sonst nichts.«

Justus hatte den letzten Keks aufgegessen. »Sie und der Sheriff haben die Höhle schon untersucht, Sir?«

»Von einem Ende bis zum anderen. Viele Quergänge sind durch Steinschlag aus früheren Erdbeben verschüttet, aber wir haben jeden Gang durchsucht, den wir entdeckten.«

»Haben Sie etwas gefunden, das danach aussah, als hätte es sich in letzter Zeit verändert?« erkundigte sich Justus.

»Verändert?« Mr. Dalton runzelte die Brauen. »Nichts, was uns aufgefallen wäre. Worauf willst du denn nun hinaus, Justus?«

»Na ja, Sir«, erklärte Justus, »ich höre da, daß das Stöhnen erst vor einem Monat wieder angefangen hat. Vorher hatte man es mindestens fünfzig Jahre lang nicht gehört. Wenn der Wind die Ursache ist, dann erscheint es nur logisch, daß im Innern der Höhle eine Veränderung vor sich gegangen ist, die neuerdings wieder diese Heultöne auslöst. Ich meine, der Wind kann sich wohl kaum derart geändert haben.«

»Oho!« machte Professor Walsh. »Das nenne ich mir logisches Kombinieren, Dalton. Vielleicht kommen die Jungen tatsächlich noch hinter Ihr Höhlengeheimnis.«

Justus überhörte den Einwurf. »Ferner habe ich erfahren«, fuhr er fort, »daß das Stöhnen nur bei Dunkelheit auftritt, und das wäre undenkbar, wenn lediglich der Wind die Ursache wäre. Übrigens: Haben Sie zufällig einmal festgestellt, ob es in windigen Nächten tatsächlich immer zu hören ist?«

»Nein, eben nicht, Justus.« Allmählich zeigte sich Mr. Dalton wirklich interessiert. »Ich begreife, was du sagen willst. Wäre es nur der Wind, dann müßten wir das Heulen in jeder windi-

gen Nacht hören . . . Freilich könnte es auch das Zusammenwirken von Wind und irgendwelchen besonderen atmosphärischen Bedingungen sein.«

Professor Walsh lächelte. »Oder es könnte El Diablo sein, der als kühner Reiter wieder zurückgekehrt ist!«

Peter schluckte. »Sagen Sie so etwas nicht, Herr Professor. Just hat auch schon davon gesprochen.«

Professor Walsh sah zu Justus hinüber. »Ach, wirklich? Du willst mir doch nicht weismachen, daß du an Gespenster glaubst, oder doch, junger Mann?«

»Über Gespenster ist das letzte Wort noch nicht gesprochen«, warf Bob ernsthaft ein. »Allerdings sind wir noch nie einem echten Gespenst begegnet.«

»So, so«, sagte der Professor. »Nun, die Spanier waren immer fest davon überzeugt, El Diablo werde zurückkehren, wenn er gebraucht werde. Ich habe in der Sache tiefgründige Forschungen angestellt, und ich könnte nicht beschwören, daß er bestimmt nicht wiederkommt.«

»Forschungen?« fragte Bob.

»Professor Walsh ist Historiker«, erklärte Mrs. Dalton. »Er bringt hier in Santa Carla ein Jahr damit zu, Besonderheiten der Geschichte Kaliforniens zu studieren. Da dachte mein Mann, er könnte uns behilflich sein, die Sache mit dem Stöhnen aus dem Tal unseren Leuten auf der Ranch zu erklären.«

»Bisher leider ohne Erfolg«, bekannte der Professor. »Aber vielleicht würde euch die ganze Geschichte von El Diablo interessieren? Ich habe nämlich vor, über sein bewegtes Leben ein Buch zu schreiben.«

»Das wäre großartig!« rief Bob.

»O ja, wir möchten sehr gern mehr über ihn erfahren«, stimmte auch Justus ein.

Professor Walsh lehnte sich in seinem Sessel zurück und begann die Geschichte von El Diablo und seinem legendären letzten Abenteuer zu erzählen:

»In der frühen Geschichte Kaliforniens war das Gelände, das jetzt zur Mendoza-Ranch gehörte, ein Teil der Delgado-Ranch gewesen. Die Ländereien der Familie Delgado waren eines der größten Anwesen, die der König von Spanien Siedlern aus seinem Land zugewiesen hatte. Die Spanier kamen nicht so zahlreich nach Kalifornien wie die Engländer in den Osten Amerikas; daher blieb die Delgado-Ranch über viele Generationen ein einziger riesiger Familienbesitz.

Doch später kamen allmählich Siedler aus dem Osten nach Kalifornien, und im Lauf der Zeit wurde das Land der Delgados Stück für Stück verkauft, übereignet oder widerrechtlich in Besitz genommen. Nach dem mexikanischen Krieg kam Kalifornien zu den Vereinigten Staaten, und immer mehr Amerikaner zogen ins Land und besiedelten es, insbesondere nach dem großen Goldrausch von 1849. Um 1890 war nahezu die ganze große Domäne der Delgados in fremde Hände übergegangen, bis auf ein kleines Areal, das sich etwa mit der heutigen Mendoza-Ranch deckte und das Tal der Wehklagen einschloß.

Der letzte Delgado, Gaspar Ortega Jesus del Delgado y Cabillo, war ein tapferer, stolzer junger Mann, der von klein auf Haß gegen die amerikanischen Siedler hegte. Für ihn waren sie Diebe, die seiner Familie das Land gestohlen hatten. Der junge Gaspar besaß wenig Geld und gar keine Macht, aber sein Traum war es, seine Familie zu rächen und deren Land wieder an sich zu bringen.

Er beschloß darum, Vorkämpfer all jener alten spanisch-mexikanischen Familien zu werden, die seit Anbeginn in Kalifornien gelebt hatten. Er suchte sich einen Unterschlupf in den Bergen und wurde ein Einzelgänger und ein Gesetzloser. Die Spanier sahen in ihm einen neuen Robin Hood. Doch für die Amerikaner war er nichts weiter als ein Bandit.

Die Amerikaner verliehen Gaspar Delgado den Namen El Diablo – der Teufel – im Anklang an den Berg, wo er in einer

Höhle Quartier bezogen hatte. Zwei Jahre lang glückte es ihnen nicht, ihn zu fangen. Er stahl Steuergelder, jagte Steuereinnahmer in die Flucht, überfiel Dienststellen der amerikanischen Regierung und raubte sie aus, kurzum: Er unterstützte die spanischsprechende Bevölkerung Kaliforniens und terrorisierte die Amerikaner. Doch im Jahre 1898 wurde El Diablo vom Sheriff von Santa Carla endlich gefangengenommen. In einer berühmt gewordenen Gerichtsverhandlung, die nach Überzeugung der spanischen Bevölkerung auf Entstellung der Wahrheit fußte, wurde er zum Tode am Galgen verurteilt. Zwei Tage vor dem festgesetzten Hinrichtungstermin verhalfen ihm Freunde am hellichten Tag zu einer tollkühnen Flucht. El Diablo kletterte über das Dach des Gerichtsgebäudes, sprang mit einem mächtigen Satz auf ein anderes Dach und schwang sich schließlich in den Sattel seines bereitstehenden Rappen.

Mit der Verletzung, die er sich bei seinem Ausbruch zugezogen hatte, den Sheriff und dessen Aufgebot an Verfolgern im Nacken, ritt El Diablo zu seinem Versteck in der Gebirgshöhle beim Tal. Der Sheriff und seine Männer besetzten alle ihnen bekannten Ausgänge, aber ins Höhleninnere drangen sie nicht vor. Sie glaubten, El Diablo müsse herauskommen, wenn ihn der Hunger trieb oder seine Wunde zu unerträglich schmerzte. Obwohl sie tagelang dort auf Wache standen, war von El Diablo nichts zu sehen. Doch solange sie ausharrten, hörten sie seltsame Klagelaute, die aus dem Innern der Höhle drangen. Sie glaubten natürlich, dieses Stöhnen käme von dem verwundeten Banditen. Schließlich schickte der Sheriff seine Männer hinein. Vier Tage lang durchsuchten sie jeden Gang und jeden Winkel, fanden jedoch nichts. Auch das umliegende Gelände suchten sie ab. Aber sie entdeckten nirgends eine Spur von El Diablo – weder ihn als Lebenden noch seine Leiche, und auch nicht seine Kleider, seine Pistole, sein Pferd oder sein Geld. Nichts.

Niemand hat jemals wieder El Diablo zu Gesicht bekommen. Manche meinten, seine getreue Geliebte, Dolores de Castillo, hätte durch einen geheimen Zugang die Höhle betreten und ihm zur Flucht verholfen, und das Paar sei nach Südamerika geflohen, um ein neues Leben zu beginnen. Andere sagten, Freunde hätten ihn auf geheimnisvollen Wegen herausgeholt und noch jahrelang auf einer Ranch nach der anderen versteckt gehalten.

Aber die meisten Leute glaubten, daß El Diablo die Höhle niemals verlassen und sich all die Zeit in einem Versteck aufgehalten habe, wo ihn die Amerikaner nicht finden konnten, und daß er noch immer an diesem Ort sei! Noch viele Jahre danach hieß es bei jedem unaufgeklärten Raubüberfall oder Gewaltverbrechen, El Diablo als nächtlicher Reiter auf seinem großen schwarzen Pferd sei der Täter gewesen. Und immer wieder waren aus dem Innern der Höhle die klagenden Laute zu hören. Mit der Zeit sprach man nur noch von El Diablos Höhle.

Aber dann«, schloß Professor Walsh, »hörte das Stöhnen und Klagen plötzlich auf. Die spanischen Einwohner sagten, El Diablo sei seiner nächtlichen Raubzüge müde geworden aber er sei noch immer in der Höhle und warte auf die Zeit, bis er wieder gebraucht werde!«

»Du lieber Himmel!« rief Peter. »Wollen Sie damit sagen, daß manche Leute glauben, er lebe heute noch in der Höhle? Das ist doch Unsinn!«

»Wie sollte das zugehen?« fragte Bob.

»Nun«, sagte der Professor, »ich habe mich bei meinen Forschungen sehr gründlich mit El Diablo befaßt. Dabei stellte ich zum Beispiel auch fest, daß alle alten Bilder ihn mit der Pistolentasche auf der rechten Hüfte darstellen. Ich bin mir jedoch ganz sicher, daß er Linkshänder war!«

Justus nickte nachdenklich. »Die Geschichten über eine solch legendäre Gestalt sind oft voller Widersprüche.«

»Gewiß«, sagte Professor Walsh. »Die offizielle Version lautete von jeher, daß er noch in jener Nacht in der Höhle seiner Verwundung erlegen sei. Aber ich habe alle Quellen genau studiert und bin überzeugt, daß seine Wunde nicht tödlich gewesen sein kann. Und da er im Jahre 1898 erst achtzehn Jahre alt war, ist es durchaus möglich, daß El Diablo noch am Leben ist!«

Jetzt wird ermittelt

»Machen Sie keine Witze, Professor!« fuhr Mr. Dalton auf
»Dann wäre er ja fast hundert Jahre alt. Ein so alter Mann treibt sich wohl nicht mehr in der Gegend herum!«

»Sie wären überrascht, wie munter ein Hundertjähriger noch sein kann«, sagte Professor Walsh gelassen. »Es gibt Berichte über die Kaukasier im südlichen Rußland, die mit hundert und mehr Jahren noch reiten und kämpfen. Unser Phantom leistet schließlich nicht viel mehr, als aus seiner Höhle Klagelaute vernehmen zu lassen.«

»Das stimmt, Sir«, sagte Justus.

»Außerdem«, erklärte Professor Walsh weiter, »ist es sehr wohl möglich, daß El Diablo Nachkommen hat. Vielleicht führt ein Sohn oder auch ein Enkel sein Lebenswerk fort.«

Nun war Mr. Daltons Ausdruck nicht mehr ganz so ungläubig. »Das hört sich schon wahrscheinlicher an. Die Leute, denen die Ranch vor uns gehörte, haben das Tal der Wehklagen nie genutzt. Wir wollen nun allerdings dort draußen eine Viehweide anlegen. Vielleicht gibt es einen Nachkommen, der nicht wünscht, daß jemand die Legenden um El Diablo stört.«

»Ja, Jess, das könnte – die Erklärung sein!« rief Mrs. Dalton.

»Weißt du nicht mehr? Ein paar von den älteren Mexikanern hier auf der Ranch waren von Anfang an gegen unser Vorhaben, das Tal nutzbar zu machen – schon ehe das Gestöhn wieder losging.«

»Und sie waren unter den ersten, die uns verlassen haben«, erinnerte sich Mr. Dalton lebhaft. »Morgen werde ich mit dem Sheriff darüber reden, ob ihm irgend etwas von Nachkommen dieses El Diablo bekannt ist.«

»Vielleicht würde es die Anwesenden interessieren, wie El

Diablo ausgesehen hat«, sagte Professor Walsh. Er zog ein kleines Bild aus der Tasche und reichte es herum. Es zeigte einen schlanken jungen Mann mit durchdringenden dunklen Augen und einem herrischen Gesicht. Aus dem Foto, das offensichtlich nach einem Gemälde entstanden war, ließ sich erkennen, daß El Diablo fast noch ein Kind gewesen sein mußte. Er trug einen hohen, breitkrepfigen schwarzen Sombrero, eine kurze schwarze Jacke, ein schwarzes Hemd mit hohem Kragen und enge schwarze Hosen, die sich unten über den vom zugespitzten, schwarzen Stiefeln erweiterten.

»Ging er immer schwarz gekleidet?« wollte Bob wissen.

»Immer«, antwortete Walsh. »Er sagte, er trage Trauer um sein Volk und sein Land.«

»Er war ein Bandit und nichts weiter, und morgen rede ich mit dem Sheriff, weil ich wissen will, ob da irgendwelche Narren seiner Legende auch noch Nahrung zuführen«, sagte Mr. Dalton entschlossen. Dann lächelte der schlanke Rancher.

»Und so interessant El Diablo zugegebenermaßen ist eine Ranch läuft nicht von allein. Ich muß heute noch arbeiten, und ihr Jungen seid bestimmt müde von eurem Ausflug. Morgen werde ich euch mal richtig rannehmen. Peters Vater hat mir gesagt, ihr wolltet genau erfahren, wie man eine Ranch betreibt, und das kann man nur erfahren, wenn man mit Hand anlegt.«

»Wir sind aber gar nicht müde, Mr. Dalton«, sagte Justus lebhaft. »Oder was meint ihr Freunde?«

»Überhaupt nicht«, stimmte Bob zu.

»Nicht die Spur«, bestätigte auch Peter.

»Es ist' noch früh am Abend, und draußen ist es klar«, fuhr Justus fort, »und wir möchten uns hier auf der Ranch möglichst gründlich umschaun. Die Küste ist abends besonders sehenswert. Es gibt hier oben am Strand Beispiele einer beachtenswerten Flora und Fauna, die sich dem Beobachter nur bei Dunkelheit erschließen.«

Mr. und Mrs. Dalton schienen beeindruckt. Justus sichere Ausdrucksweise im gehobenen Stil ließ Erwachsene immer vermuten, er müsse älter sein, als er tatsächlich war. Bob und Peter jedoch ahnten, daß Justus mehr vorhatte als einen Strandspaziergang. Sie versuchten so hellwach wie möglich zu wirken.

»Na ja . . .« fing Mrs. Dalton an, noch etwas im Zweifel.

»Gut, warum nicht?« entschied Mr. Dalton. »Es ist noch nicht spät, und ich kann mir vorstellen, daß der erste Abend auf einer Ranch zu aufregend ist, um mit Schlafen vergeudet zu werden.«

Er wandte sich an seine Frau. »Wird ihnen gut tun, Martha. Besser, sie machen ihren Strandgang heute abend, denn ab morgen werde ich sie ordentlich in Trab halten.«

»Also schön«, sagte Mrs. Dalton lächelnd. »Dann ab mit euch, aber höchstens bis zehn Uhr. Hier bei uns wird früh aufgestanden.«

Die drei Jungen warteten keine weitere Erörterung ab. Sie trugen noch ihre Teller und Milchgläser in die Küche und verließen das Wirtschaftsgebäude durch die Hintertür.



Professor Walsh scheint für Ermittlungen in Sachen El Diablo ebenfalls sehr aufgeschlossen und begabt zu sein. Und er interessierte sich so eingehend für die Ausweise der drei ??? – ein heimlicher Konkurrent unserer Detektive? Und wer oder was gibt ihm Anlaß zu Mißtrauen?

Sobald sie im Freien waren, gab Justus seine Anordnungen aus. »Peter, du gehst zur Scheune und holst das lange Seil, das ich dort aufgerollt hängen sah. Bob, du steigst nochmal in unser Zimmer hinauf und bringst unsere Kreide und unsere Taschenlampen her. Ich mache unsere Fahrräder startklar.«

»Gehen wir zur Höhle, Just?« fragte Bob.

»Ja. Das ist der einzige Ort, an dem sich das Geheimnis dieses Tals der Wehklagen aufklären läßt.«

»Zur Höhle?« Peter schluckte. »Jetzt? Könnten wir bei Tag dort nicht besser sehen?«

»Das Stöhnen ist nur bei Nacht zu hören«, stellte Justus fest, »und im Innern einer Höhle spielt es keine Rolle, ob es Tag oder Nacht ist. Außerdem kommen die Laute nicht jede Nacht aus der Höhle. Wir wissen, daß sie heute abend schon zu hören waren, und wenn wir jetzt nicht hingehen, müssen wir womöglich wieder tagelang warten.«

Nun waren auch die beiden Freunde überzeugt. Jeder ging zu seiner Besorgung los, und kurz darauf trafen sich die drei Jungen am Tor der Ranch.

Peter schnallte das aufgerollte Seil auf seinen Gepäckträger, und sie radelten auf dem schmalen Feldweg davon. Es war eine warme Nacht, und der Mond war aufgegangen und warf seinen silbernen Schein auf den Weg vor ihnen.

Obwohl sich die Mendoza-Ranch meilenweit an der Pazifikküste entlang erstreckte, lag die See selbst hinter dem Küstengebirge verborgen. Die felsigen Berge standen hoch und stumm im Mondlicht, und die immergrünen Eichen sahen aus wie bleiche Gespenster. Während der Fahrt hörten die Jungen, wie die Rinderherden rastlos auf der Weide umherstreiften und die Pferde auf den nahen Koppeln schnaubten und wieherten. Und plötzlich flutete ohne Ankündigung das schaurige Wehklagen wieder durchs Tal. »Huuuuu-uuu!«

Obwohl sie darauf gefaßt gewesen waren, schrakten Peter und Bob zusammen.

»Gut«, flüsterte Justus. »Das Stöhnen hat also noch nicht aufgehört.«

Lautlos stellten sie ihre Fahrräder ab und schauten vom Höhenweg über das mondbeschienene Tal hin zur dunklen Öffnung von El Diablos Höhle.

»Du, Just«, sagte Bob. »Mir kommt es so vor, als bewegten sich vor meinen Augen alle möglichen Dinge.«

»Und ich höre immerzu Geräusche«, setzte Peter hinzu.

»Ja«, sagte Justus ungerührt. »Das ist nichts als Einbildung. In unheimlicher Umgebung wie hier wirkt das harmloseste Geräusch beunruhigend. So, sind wir alle fertig? Bob, sieh nochmal nach, ob die Stablampen funktionieren.«

Bob probierte die Lampen aus, und Peter hängte sich die Seilrolle über die Schulter. Jeder nahm noch sein Stück Kreide zur Hand.

»In Höhlen kann es gefährlich sein, wenn man unvorsichtig ist«, erklärte Justus. »Die Hauptgefahren sind, daß man in eine Spalte abstürzt oder sich verirrt. Wir haben das Seil bei uns, falls einer von uns stürzt, und wenn wir unseren Weg mit Kreide kennzeichnen, kann keiner verlorengehen. Wir werden ständig zusammenbleiben.«

»Sollen wir unsere Spur mit Fragezeichen markieren?«

»Genau das«, sagte Justus. »Und außerdem wollen wir Pfeile als Richtungsweiser benutzen.« Die Kreide-Fragezeichen waren eine von Justus' genialsten Erfindungen. Den Jungen dienten sie oft zur Fährtenkennzeichnung. Ein Fragezeichen ließ sofort erkennen, daß einer der drei ??? an dieser Stelle gewesen war. Und da Just ein weißes, Peter ein blaues und Bob ein rotes Kreidestück benutzte, war immer genau ersichtlich, wer von den dreien das Zeichen gemacht hatte.

»Gut«, sagte Peter. »Sind wir soweit?«

»Ich glaube, ja«, sagte Justus, endlich auch befriedigt.

Sie holten alle tief Luft, und dann begannen sie talwärts zu wandern.

Noch einmal tönte der Klageruf in die Nacht hinaus: »Huuuu-uuu!« Ein kurzer, heftiger kalter Lufthauch drang ihnen entgegen, als sie sich dem dunklen Höhleneingang näherten. Justus, der Anführer, hatte schon seine Stablampe angeknipst, als er plötzlich ein Donnern und Poltern hörte.

»Was ist das?« rief Bob erschrocken.

Das Geräusch wurde lauter. Aufgrund des Echo-Halls in dem schalenförmigen Tal schien es aus allen Richtungen zu dringen.

»Schaut da rauf!« schrie Peter und zeigte in die Höhe.

Ein riesiger Felsklotz kam den steilen Hang des Teufelsberges herabgedonnert, umgeben von einem Hagel kleinerer Steine.

»Weg!« brüllte Peter.

Bob hechtete sich aus der Fallinie des zu Tal sausenden Felsens zur Seite. Nur Justus stand wie angewurzelt und starrte dem gewaltigen Brocken entgegen, der geradewegs auf ihn zupolterte.

El Diablos Höhle

Peter stürzte sich im Sprung auf Justus und stieß den Ersten Detektiv vom Höhleneingang weg. Der Felsen schlug mit dröhnender Wucht genau an der Stelle auf, wo Justus gestanden hatte.

Bob rappelte sich hoch. »Alles klar bei euch?« fragte er besorgt.

Peter stand auf »Ich glaube schon. Wie ist's mit dir, Just?«

Justus kam langsamer hoch und wischte sich den Staub von den Kleidern. Seine Augen hatten jenen abwesenden Blick, der immer dann auftrat, wenn er grübelte.

»Ich konnte mich einfach nicht bewegen. Eine höchst interessante Reaktion«, sagte er nachdenklich. »Auf ähnliche Weise kann eine Schlange ein kleines Tier mit ihrem Blick lähmen. Das Tier kann sich buchstäblich nicht mehr bewegen und wird zur leichten Beute, wo es hätte flüchten können.«

Bob und Peter sahen ihren Freund groß an, weil er dieses knappe Entkommen aus großer Gefahr so gelassen betrachten konnte. Justus blickte zum Teufelsberg im Mondlicht hinauf

»Da oben liegt anscheinend eine ganze Menge lockeres Gestein«, stellte Justus fest, »und der Hang ist sehr trocken. Ich nehme an, hier kommen öfters solche Brocken herunter. Die Marine-Schießübungen haben sie wahrscheinlich an vielen Stellen losgelöst.«

Die drei Jungen näherten sich dem großen Felsklotz. Er hatte sich wenige Schritte vom Eingang zu El Diablos Höhle tief in das Erdreich gebohrt.

»Schaut mal, da sind Abschürfungen dran!« Bob zeigte auf den Klotz. »Was meinst, du, Just, hat ihn jemand absichtlich auf uns runtergestoßen?«

»Ja, da sind Schürfstellen«, sagte Justus, nachdem er den Felsen noch sorgfältiger untersucht hatte. »Aber das überrascht mich nicht.«

»Das Ding ist ja unterwegs immer wieder auf andere Felsen aufgeschlagen«, gab Peter zu bedenken.

»Oben war auch keiner zu sehen«, meinte Bob.

Justus nickte. »Na, es könnte sich auch jemand versteckt haben.«

»Puh – vielleicht sollten wir lieber umkehren«, sagte Peter.

»Das nicht, aber wir werden noch besser achtgeben«, sagte Justus. »Solange wir in der Höhle sind, können uns wenigstens keine Steine auf den Kopf fallen.«

Mit Justus an der Spitze betraten die Jungen die Höhle. Sie schalteten ihre Stablampen ein, und Bob kritzelte am Eingang das erste Fragezeichen und den ersten Pfeil hin.

Auch bei eingeschalteten Lampen konnten sie nichts sehen als einen langen dunklen Gang, der geradewegs ins Innere des Teufelsberges führte. Die Wände waren glatt, und die Decke war gerade so hoch, daß Peter – der größte der drei ??? – aufrecht stehen konnte. Ungefähr zwanzig Schritte weit setzte sich der Höhlengang noch als gerader Tunnel mit glatten Steinwänden fort. Dann erweiterte er sich plötzlich zu einem großen Gewölbe.

Die Jungen leuchteten die Umgebung ab. Sie befanden sich in einer sehr geräumigen Höhle mit kuppelförmiger Decke. Der hintere Abschluß des Gewölbes war so weit entfernt, daß sie ihn gerade noch sehen konnten.

»Hier ist es ja wie in einem Großstadtbahnhof!« meinte Bob aufgeregt. »So eine riesige Höhle hab' ich noch nie gesehen.« Seine Stimme widerhallte hohl und von weit her.

»Hallo!« rief Peter.

»Hallo . . . hallo . . . halloooooooooo«, kam das Echo zurück. Die Jungen lachten. Da schien das Echo vielstimmig im Gewölbe hin und her zu hüpfen. »Hallo . . . halloooooo!« schrie jetzt Bob.

Während Bob und Peter abwechselnd riefen, unterzog Justus mit Hilfe seiner Lampe das gewaltige Gewölbe einer genaueren Prüfung.

»Da – seht!« rief er plötzlich zu den Freunden hinüber.

Zu ihrer Linken war in der Wand ein kleines schwarzes Loch zu sehen – die Abzweigung zu einem Seitengang, der ins Freie zu führen schien. Die Jungen leuchteten gegen die Wände zu beiden Seiten des Gewölbes. Da sahen sie noch viele andere Öffnungen – mindestens zehn Ausgänge, die von dem großen Höhlenraum tiefer in den Berg hineinführten.

»Verflixt«, sagte Peter, »und wo geht's jetzt lang?«

Alle Gänge sahen einander ähnlich: gerade so hoch, daß Peter darin aufrecht stehen konnte, und etwas mehr als einen Meter breit.

Justus zog die Stirn kraus. »Es ist mir schon klar, daß El Diablos Höhle ein verzwicktes System von Gängen und Kammer im Innern des Berges sein muß.«

»Vielleicht hat die Meute der Verfolger El Diablo deshalb nicht entdeckt«, meinte Bob. »Es gab so viele Gänge, daß er sich immerzu verborgen halten konnte.«

Justus nickte. »So ließe es sich erklären.«

»Wie entsteht eigentlich so ein Höhlensystem?« fragte Peter mit staunendem Blick in die Runde.

»Vorwiegend durch Erosion«, erklärte Bob. »Ich habe in der Bibliothek davon gelesen. Ein Berg wie dieser hier besteht aus verschiedenen Gesteinsarten, und manche sind weicher als die anderen. Das Wasser dringt ein und schwemmt das weichere Gestein allmählich fort. Das kann Millionen Jahre dauern. Vor langer Zeit stand ein großer Teil dieses Landstrichs unter Wasser.«

»Bob hat recht«, sagte Justus. »Aber ich bezweifle, daß all diese Gänge natürlichen Ursprungs sind. Manche wirken künstlich angelegt. Vielleicht taten das El Diablos Männer.«

»Oder Bergleute, Just«, wandte Bob ein. »Ich habe gelesen,

wie man früher hier immer wieder nach Gold gesucht hat.« Peter leuchtete erst in einen Gang, dann in einen anderen hinein.

»Wo fangen wir nun an mit unserer Suche?« fragte er.

»Es könnte Monate dauern, bis wir alle Gänge abgesucht haben«, sagte Bob. »Ich möchte wetten, daß sich jeder einzelne ein Stück weiter drinnen wiederum verzweigt.«

»Sehr wahrscheinlich«, stimmte ihm Justus zu, »aber zum Glück ist es uns leicht möglich, den einen oder anderen gleich auszuschalten. Wir suchen ja die Quelle dieser Heultöne. Also brauchen wir nur an jedem Eingang zu horchen, bis wir den finden, aus dem das Stöhnen dringt.«

»Mann, das ist gut«, sagte Peter begeistert. »Wir gehen einfach dem Geheil nach.«

»Aber Just . . .« Bob machte ein verdutztes Gesicht. »Das Heulen – ich hör's gar nicht mehr. Ich habe tatsächlich nichts mehr gehört, seit wir hier drinnen sind!«

Die drei Jungen standen stockstill und horchten angespannt. Bob hatte recht – die Höhle war so stumm wie ein Grab.

»Just?« sagte Peter unbehaglich. »Was soll das bedeuten?«

Justus schüttelte verwundert den Kopf »Ich weiß nicht. Vielleicht ist es nur Zufall. Vielleicht geht es bald wieder los. Seid mal ganz still!«

Aber das Stöhnen ließ sich nicht wieder hören. Zehn Minuten verstrichen, und kein Laut drang aus dem Innern der Höhle.

»Ich weiß noch, daß ich es hörte, kurz ehe der Felsbrocken runterkam, Just«, sagte Bob. »Hinterher achtete ich allerdings nicht mehr darauf.«

»Wir waren so aufgeregt, daß wir gar nicht mehr daran dachten«, sagte Justus. »Wir können wirklich nicht genau sagen, wann es aufgehört hat.«

»Tja,« meinte Peter, »und was machen wir jetzt? Hier stehen-zubleiben hat keinen Sinn.«

»Vielleicht kommt es wieder«, sagte Justus hoffnungsvoll.

»Mr. Dalton sagte, das Stöhnen käme ganz unregelmäßig aus der Höhle. Solange wir darauf warten, können wir ja die Seitengänge einzeln untersuchen.«

Bob und Peter waren damit einig. Ihnen war alles recht – nur nicht weiter in der unheimlichen Finsternis herumstehen. Bob kritzelte ein Fragezeichen und einen Pfeil an den Einlaß zur ersten Abzweigung, und die Jungen betraten den Gang.

Sie bewegten sich im Schein ihrer Lampen vorsichtig vorwärts, bis der Gang kaum zehn Meter nach dem Eingang plötzlich endete. Doch keine glatte Felswand bildete den Abschluß, sondern ein Haufen niedergebrogener Steine sperrte den Gang unvermittelt ab.

»Mr. Dalton sagte, viele dieser Gänge seien seit langer Zeit durch Erdbeben blockiert«, erinnerte sich Bob.

Peter sah besorgt drein. »Meint ihr, es ist hier drinnen immer noch gefährlich?«

»Nein«, sagte Justus. »Die Deckengewölbe sind massiv. Da muß es schon mächtig gewackelt haben, als die Steine hier runterkamen, und dann sind sie nur an den schwächsten Stellen abgestürzt. Die Höhle ist wirklich sicher.«

Sie gingen den gleichen Weg zurück und versuchten es mit den nächsten vier Gängen, wobei sie jeden Eingang sorgfältig mit Kreide kennzeichneten. Doch alle vier Gänge endeten an abgestürzten Steinlawinen.

»So vergeuden wir nur unsere Zeit«, sagte Justus schließlich.

»Wir gehen einzeln los, und jeder nimmt sich einen Gang vor. Gefahr scheint hier keine zu sein.«

»Und jeder geht in seinem Tunnel so weit, bis er das Ende sehen kann«, schlug Bob vor, »sofern er nicht versperrt ist.«

»So machen wir's«, sagte Justus. »Wenn einer von uns einen freien Durchgang findet, kommt er zurück und wartet hier auf die anderen.«

Flink schlüpfte jeder der Jungen in einen Gang und leuchtete erwartungsvoll den Weg vor sich ab.

Justus entdeckte, daß sein Gang nur ein kurzes Stück weit natürlichen Ursprungs war. Dann sah er im Lampenschein Streben und Klammern, welche die Wände wie in einem Minenschacht abstützten. Vorsichtig ging er noch ein paar Schritte weiter und untersuchte gründlich Boden und Wände des Schachts.

Unvermittelt kam er zu einer Wand aus Gestein und Erdreich, die den Gang blockierte. Er kniete nieder, um die Absperrung genauer zu untersuchen. Dabei entdeckte er einen kleinen, harten schwarzen Stein, der ihm besonders auffiel. Er war ganz anders als alle Steine, die er je gesehen hatte. Er steckte ihn ein, um ihn sich später genauer anzusehen.

Da hallte ein Schrei durch den Gang.

»Just! Bob! Schnell!«

Bob befand sich in diesem Augenblick in einem weiten Gewölbe ähnlich dem ersten, von dem sie ausgegangen waren. Der Tunnel, den er entlanggeschritten war, hatte ihn geradewegs hineingeführt. Er stand recht hilflos da, weil auch von diesem Raum viele enge Gänge abzweigten. Er hatte gerade beschlossen, zum ersten Gewölbe zurückzugehen und auf die anderen zu warten, als er Peter schreien hörte. Ohne Zögern rannte er zum Eingang seines Tunnels zurück.

Zur gleichen Zeit eilte Justus zum Eingang von Peters Tunnel. Plötzlich kam etwas aus dem Dunkel auf ihn zugeschossen. Ehe er es sich versah, lag er rücklings auf dem Steinboden, und ein wildes Tier hatte seine Klauen in ihn geschlagen.

»Hilfe!« rief eine entsetzte Stimme.

Die Stimme war ganz dicht vor Justus Ohr. Sie gehörte Bob.

»Bob, ich bin's doch!« rief Justus.

Die Hände, die sich in Justus verkrallt hatten, ließen los, und die beiden Jungen beleuchteten sich gegenseitig mit ihren Lampen.

»Mann, und ich dachte, jetzt hat's mich erwischt«, sagte Bob.

»Mir ging es nicht anders«, sagte Justus. »Es war Panik als Reaktion auf Peters Hilfeschrei –«

»Peter!« rief Bob.

»Komm!« gebot Justus.

Die beiden Jungen liefen in den Gang, in den eingedrungen war. Dieser Tunnel wirkte länger als die anderen. Sie waren schon ein Stück weit gerannt, als sie vorn Licht sahen. Es kam von Peters Stablampe.

»Hier bin ich!« rief ihnen Peter entgegen.

Bob und Justus kamen im Lauf plötzlich wieder in einem anderen weiten Gewölbe heraus. Mitten drin stand Peter, den Strahl seiner Lampe auf die Wand links vor sich gerichtet. Er sah sehr blaß aus.

»Da war was . . . hier drin!« stammelte Peter. »Ich hab' was gesehen. Ganz schwarz und glänzend!«

Bob und Justus leuchteten die Wand an. Sie konnten jedoch nicht das Geringste entdecken.

»Ganz bestimmt hab' ich was gesehen«, wiederholte Peter hartnäckig. »Als ich aus dem Tunnel kam, hörte ich ein Geräusch. Ich leuchtete hin und sah . . . dieses Ding! Dort drüben an der Wand. Es war groß. Ich ließ vor Schreck meine Lampe fallen, und bis ich sie im Dunkeln wiedergefunden hatte, war das Ding fort.«

Bob sah skeptisch aus. »Vielleicht war es bloß die Aufregung, Peter. Wir hätten uns nicht trennen sollen.«

Aber Justus ging zu der Wand hinüber, wo Peter das schwarzglänzende Ding erblickt haben wollte. Er kniete sich vorsichtig hin.

»Es war nicht nur die Aufregung bei Peter, Bob«, sagte Justus.

»Seht euch das an.«

Peter und Bob liefen zu Justus hin. Auf dem Steinboden waren zwei große dunkle Flecken zu sehen. Große ovale Fußspuren, in denen sich der Schein der Lampe spiegelte.

»Was . . .« Bob stockte. »Was ist das, Just?«

»Nässe«, sagte Justus. »Vermutlich Wasser, aber es könnte auch etwas anderes sein.«

»Puh . . .« Peter schüttelte sich.

Justus suchte mit dem Strahl seiner Lampe den Boden ab. Weitere Spuren fanden sich nicht. Auch die Wände und die Decke waren völlig trocken.

»Hier gibt es sonst keine Nässe«, sagte er. »Peter hat recht. Hier hat etwas gestanden. Etwas, das nasse Spuren hinterließ.«

»So große Spuren? Sie sind ja fast einen Meter lang!« sagte Bob.

»Mindestens«, bestätigte Justus ernsthaft. »Groß und naß und glänzend. Eine Art –«

»– Ungeheuer!« beendete Peter an Justus Stelle den Satz.

»Das Wesen aus der Urzeit!« rief Bob.

Angstvoll sahen die drei Jungen einander an. Sie glaubten nicht an unbekannte Ungeheuer, aber was sonst hätte solche große nasse Spuren hinterlassen können?

Dann erstarrten die Jungen vor der Felswand wie aufgeschreckte Tiere, als ein greller Lichtkegel sie umfing. Eine barsche Stimme hinter dem gleißenden Licht drang zu ihnen.

»Was ist hier los?«

Eine Gestalt kam langsam auf sie zu – eine gebückte, krumme Gestalt mit wirrem weißem Bart, ein gewaltiges Gewehr in den Händen.

Auf gefährlichem Weg

Der alte Mann wies auf die dunklen Gänge, die von dem Höhlenraum abzweigten.

»Die Gänge da gehen ganz schön weit rein«, sagte er mit hoher, brüchiger Stimme. »Ihr Bürschchen könnt euch da drin leicht verlaufen.«

Die rotgeränderten Augen des alten Mannes funkelten böse.

»Hier muß man hübsch vorsichtig sein«, krächzte er. »Kenne die Gegend gut, jawoll. Siebzig Jahre bin ich jetzt hier, und meinen Skalp hat mir keiner abgenommen. Nichts da! Man muß auf der Hut sein, darauf kommt's an. Muß sich in der Gegend auskennen und den Kampf nicht scheuen.«

»Skalp?« Peter riß die Augen auf. »Sie haben mit Indianern gekämpft? Hier?«

Der Alte hob sein altertümliches Schießisen. »Indianer! Von Indianern kann ich euch was erzählen. Mein Leben lang war ich unter Indianern. Feine Kerle, aber als Feinde furchtbar, jawoll. Hätte ums Haar meinen Skalp zweimal verloren. Die Stämme hier sind Ute und Apachen. Unheimlich schlau, die Apachen. Aber mich kriegten sie nicht.«

»Ich glaube nicht, daß es hier jetzt noch Indianer gibt, Sir«, sagte Justus höflich, »und verirren werden wir uns nicht.«

Der Alte blickte die drei der Reihe nach scharf an. Nun erst schien er sie richtig zu sehen. »Jetzt?« wiederholte er. »Natürlich gibt es jetzt keine Indianer mehr. Seid ihr Burschen verrückt? Müßt ihr wohl sein, hier in der Höhle herumzutappen. Kennt euch wohl hier nicht aus, wie?«

Nun war seine Stimme leiser und fester, und sein Blick war nicht mehr so irre wie zuvor.

Bob antwortete als erster. »Nein, Sir, wir kommen aus Rocky Beach.«

»Zur Zeit wohnen wir auf der Mendoza-Ranch bei den Daltons«, erklärte Justus. »Mr . . . ?«

»Ben Jackson. Ihr könnt mich Ben nennen«, sagte der alte Mann. »Bei den Daltons, aha. Nette Leute, jawoll. Ich ging gerade mal an der Höhle hier vorüber und dachte, ich hätte drinnen jemand schreien gehört. Das war wohl einer von euch, wie?«

»Ja, stimmt«, sagte Justus, »aber verirrt hatten wir uns nicht. Wir hinterlassen nämlich Wegzeichen, so daß wir immer wissen, wo es zurückgeht.«

»Ihr markiert euren Pfad wie gute Pioniere, was? Na, das ist ja schön schlau. Schätze, ihr hättet euch auch in der alten Zeit da draußen gar nicht so blöd angestellt. Was wollt ihr aber jetzt hier drinnen?«

»Wir wollen herausfinden, wie das Heulen entsteht«, erklärte Bob.

»Nur hat es aufgehört, sowie wir hier hereinkamen«, ergänzte Peter.

Plötzlich schien sich der alte Mann zusammenzukrümmen. Sein Blick wurde wieder düster und mißtrauisch. Der Wechsel kam so überraschend, daß es den Jungen zunächst so schien, als hätten sie einen ganz anderen Menschen vor sich.

»Das Heulen, was?« Bens Stimme war wieder hoch und krächzend. »Die Leute sagen, das ist El Diablo, der wieder aufgetaucht ist. Mir machen sie das nicht weis. Ich sage, es ist das Ungeheuer, ja, das sag ich. Das Ungeheuer hat seit Urzeiten hier in der Höhle gelebt – lange bevor ein weißer Mann herkam«, fuhr er fort. »Ihm bedeutet Zeit überhaupt nichts. Ihr Burschen macht, daß ihr hier rauskommt, oder das Ungeheuer schnappt euch. Jess Dalton bleibt besser auch draußen. Und der Sheriff, sie alle. Das Ungeheuer wird sie alle noch kriegen!«

Das abgehackte Gekrächze des Alten widerhallte in der von dunklen Schatten erfüllten Höhle. Bob und Peter sahen un-

behaglich zu Justus hin, der den alten Ben gespannt anblickte.

»Haben Sie es je gesehen, Mr. Jackson?« fragte Justus. »Ich meine, dieses Wesen? Haben Sie es hier in der Höhle gesehen?«

»Gesehen?« gluckste der alte Mann. »Gesehen hab' ich schon was, jawoll. Mehr als einmal hab' ich es gesehen.«

Der Mann sah sich wachsam um, und dann ging wiederum eine seltsame Veränderung mit ihm vor. Sein gekrümmter Körper streckte sich, seine Augen blickten wieder frei, seine Stimme wurde leiser und ruhiger.

»So, und jetzt kommt ihr drei wohl besser mit mir raus. Kann euch ja nicht gut weiter hier herumbrüllen lassen, wie?«

Justus nickte. »Ich glaube, für diesmal haben wir sowieso genug gesehen. Sie haben ganz recht, es ist sicher leicht, sich hier innen zu verirren.«

Der alte Mann hob seine Batterielaterne auf. In ihrem hellen Schein wirkten die Schatten im Höhleninnern weit weniger bedrohlich.

Bald hatten sie den Weg in das stille Tal hinaus gefunden. Während der alte Ben sie zu den Fahrrädern begleitete, wandte Justus noch einmal *den Kopf zur Höhle und lauschte. Aber das Stöhnen ließ sich nicht mehr vernehmen. Sie dankten Ben Jackson dafür, daß er sie in der Höhle gesucht und gefunden hatte, und sagten gute Nacht.

»Ihr seid schlaue Burschen, jawoll«, sagte der alte Mann. »Nur ist das Urwesen da drin noch schlauer als alle anderen. Gebt lieber acht. Und sagt Jess Dalton, das Ungeheuer ist auf der Lauer, jawoll.«

Das krächzende Lachen des Alten verhallte hinter den Jungen, als sie im Mondlicht den Feldweg entlangradelten. Mitten in einer Kurve hielt Justus plötzlich an.

»Hoppla!« brummte Peter, der beinahe mit ihm zusammengeprallt wäre.

Bob bremste. »Was gibt's, Just?« fragte er.

»Die drei Detektive geben nicht auf, ehe ein Fall endgültig gelöst ist«, sagte Justus. Schon hatte er sein Fahrrad gewendet.

»Ich finde, wir sollten zur Ranch zurückfahren«, sagte Bob eindringlich.

»Ich auch«, setzte Peter rasch hinzu.

»Zwei zu eins, Just«, stellte Bob fest.

Aber Justus radelte bereits wieder den Weg zurück, den sie eben hergekommen waren. Bob und Peter blickten ihm kurz nach, dann machten sie sich auf und folgten. Sie wußten beide: Wenn Justus sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, war er durch nichts mehr aufzuhalten.

Als sie den Ersten Detektiv eingeholt hatten, spähte dieser vorsichtig um eine Biegung des dunklen Weges.

»Alles klar«, meinte er dann. »Kommt mit.«

»Was hast du vor, Just?« fragte Bob, als der Erste Detektiv vom Fahrrad stieg.

»Wir lassen die Räder hier und gehen zu Fuß«, erklärte Justus.

»Es soll uns möglichst niemand sehen.«

»Wohin gehen wir denn?« wollte Peter wissen.

»Ich habe festgestellt, daß dieser Weg um den Teufelsberg herum zum Meer führt«, sagte Justus. »Dort wollen wir nachschauen, ob es nicht noch einen anderen Zugang auf der Uferseite gibt.«

Bob und Peter folgten Justus auf dem dunklen Weg. Der Mond schien, aber das Tal lag im Schatten. Entlang ihrem Weg tauchten gespenstisch erscheinende Formen aus der Finsternis auf – Bäume und Felsblöcke und dunkle Wasserläufe.

»Drei geheimnisvolle Erscheinungen haben wir bis jetzt zu verzeichnen«, meinte Justus unterwegs. »Erstens, warum hat das Stöhnen aufgehört, als wir im Innern der Höhle waren? Mir fiel nämlich auf, daß der Wind noch wehte, als wir wie

der herauskamen. Also hatte sich am Wind nichts geändert.«
»Du meinst, etwas anderes hat das Stöhnen abgestellt?« fragte Bob.

»Da bin ich ganz sicher«, sagte Justus entschieden.

»Aber was?« meinte Peter.

»Vielleicht irgendwas oder irgendwer, dem wir aufgefallen sind«, gab Justus zurück. »Zweitens«, fuhr er dann fort, »hatte ich den Eindruck, daß Ben Jackson uns schleunigst wieder aus der Höhle heraus haben wollte. Ich frage mich nur, warum?«

»Es war richtig gruselig, wie er sich immer wieder veränderte. Vielleicht ist er nicht ganz normal«, sagte Bob und schauderte bei der Erinnerung daran.

»Ja«, meinte Justus nachdenklich, »er ist ein höchst sonderbarer alter Mann. Es kam einem fast so vor, als sei er mal diese und mal eine andere Person, jeweils aus einem anderen Zeitalter. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, daß er uns Theater vorspielte.«

»Vielleicht hat er sich aber tatsächlich Sorgen um uns gemacht, Just«, sagte Peter. »Ich meine, falls er wirklich dieses – dieses unheimliche Wesen gesehen hat.«

»Mag sein«, bestätigte Justus. »Und das ist unser drittes Problem – das schwarze, glänzende Ding, das du gesehen hast, und die Spuren auf dem Höhlenboden. Ich bin sicher, daß es Wasser war. Zwar könnte weiter drinnen in der Höhle ein Teich sein, aber ebensogut ist es möglich, daß es von der Uferseite her einen weiteren Zugang zur Höhle gibt. Und das wollen wir jetzt untersuchen!«

Als die Jungen noch ein Stück weitergegangen waren, versperrte plötzlich ein eisernes Tor den Weg. Dahinter führten zwei schmale Pfade, einer nach rechts und einer nach links, den Felsenhang abwärts. Weit drunten schimmerte die weiße Linie der Brandung im Mondlicht. Die Jungen kletterten über die Abschränkung und schauten über den steilen Hang.

»Wir gehen nach rechts, der Höhle zu«, sagte Justus. »Peter soll vorausgehen, und ich komme als letzter. Wir bilden eine Seilschaft wie Bergsteiger. Wenn wir dann an schwierige Stellen kommen, gehen wir einzeln rüber.«

Rasch seilten sich die Jungen um den Bauch an, und Peter schritt auf dem schmalen Pfad voraus. Unten brandete die See um gewaltige schwarze Felsen, die im Mondlicht silbern aufblinkten. An tiefliegenden Stellen des Wegs sprühte den Jungen Gischt entgegen und durchnäßte sie bis auf die Haut. Dreimal mußten sie, dicht an die Steilwand geschmiegt, schmale Simse entlangklettern.

Zuletzt führte der Weg steil abwärts, und dann fanden sie sich auf einem schmalen Streifen weißen Ufersands. Der Strand lag jetzt verlassen da, aber überall zeugten Spuren davon, daß vorher Leute zum Baden dagewesen waren: leere Bierdosen, Limonadeflaschen und Abfälle von Picknicks.

»Wir suchen die gesamte Bergflanke nach irgendeiner Öffnung ab«, bestimmte Justus.

Der Steilhang war am Fuß dicht mit Gesträuch und verkrüppelten Bäumen überwachsen, und an vielen Stellen waren große Felsblöcke vorgelagert. Die Jungen leuchteten mit ihren Stablampen hinter Büsche und Steine. Aber einen Zugang zur Höhle fanden sie nicht.

»Ich glaube, wir suchen hier am falschen Ort, Just«, sagte Peter.

»Wo sollen wir sonst suchen?« fragte Bob.

»Na ja«, gab Peter zu bedenken, »von einem zweiten Eingang hat uns bisher niemand was gesagt. Falls es einen gibt, liegt er bestimmt ganz unzugänglich.«

»Du meinst, er sei gar nicht hier am Ufer?« fragte Bob. »Aber hier herum muß er sein, denn unser Kletterpfad war der einzige Weg da herunter.«

»Ich glaube, du hast recht«, sagte Justus. »Bob, du kommst mit mir. Wir suchen rechts. Peter, du gehst nach links.«

Der felsige Strand war schlüpfrig von Tang und Muscheln, so daß Justus und Bob genau auf den Weg achtgeben mußten. Doch Justus hielt seine Lampe unablässig gegen den Berghang gerichtet und schaute nach einer Öffnung aus.

Schließlich kamen sie an eine Stelle, wo es nur im Wasser möglich gewesen wäre, der Flanke des Berges weiter zu folgen. Entmutigt machten sie kehrt. Da hörten sie Peter rufen.

»Ich hab's gefunden!«

Bob und Justus kletterten flink über die nassen Felsen zurück und hasteten den Strand entlang. Dort hinten stand Peter auf einem flachen Felsen. Zwischen zwei gewaltigen Steinblöcken sahen sie eine Öffnung im Steilhang. Sie war eng und lag kaum einen halben Meter über dem Meeresspiegel.

»Jetzt höre ich das Heulen wieder«, sagte Peter. »Horcht nur.«

Es war kein Irrtum möglich. »Huuuuu-uuu!« Der Laut drang ganz schwach aus der Öffnung im Fels, als käme er tief aus dem Innern der Höhle.

Peter leuchtete in das Loch. Der Gang war stockfinster, feucht und sehr eng. Soviel sie sehen konnten, führte er geradewegs in den Berg hinein.

Laute aus der Finsternis

»Fürchterlich eng und dunkel ist's da drinnen, Just«, sagte Peter unbehaglich.

»Vielleicht geht es hier gar nirgends hin«, äußerte Bob seine Bedenken.

»Doch«, sagte Justus hartnäckig, »der Gang muß zur Höhle führen, sonst würden wir das Stöhnen hier nicht hören.«

»Ich finde ihn ja ziemlich mickrig«, sagte Peter voller Zweifel. Justus hockte sich nieder und spähte in die Öffnung. »Ich glaube, wir können ohne Bedenken hineingehen, wenn wir gut achtgeben. Bob, du bist der Kleinste. Wir binden dich ans Seil, und du kriechst als erster hinein.«

»Ich? Ganz allein? Ich denke, wir wollten alle drei reingehen«, protestierte Bob.

»Das wäre nicht empfehlenswert, Bob«, erklärte Justus. »Beim Eindringen in einen unerforschten Gang ist es das einzig Richtige, einen Mann vorzuschicken, angeseilt natürlich, während die beiden anderen draußen warten und ihn jederzeit sofort herausziehen können, wenn er in Gefahr geraten sollte.«

»Klar«, bekräftigte Peter. »In all den Filmen über Strafkompagnien, wo die gefangenen Soldaten Tunnels als Fluchtweg graben, binden sie immer dem Mann im Tunnel ein Seil um. Wenn er einmal kurz am Seil zieht, holen sie ihn daran heraus.«

»Genau«, sagte Justus eine Spur ungehalten. Der Erste Detektiv schätzte es gar nicht, wenn ihm jemand unterstellte, er habe seine Ideen aus zweiter Hand. Er wandte sich an Bob. »Also vergiß nicht: kräftig am Seil reißen, wenn Not am Mann ist. Dann ziehen wir dich raus.«

Bob war nicht voll überzeugt, aber er wollte kein Spielverder-

ber sein. Er knüpfte sich das Seil fest um die Mitte und kroch dann vorsichtig in den engen Gang.

Drinne war es dunkel und kalt. Die Decke war viel zu niedrig, als daß er hätte stehen können, und die Wände waren feucht und mit glitschigen grünen Algen bedeckt. Zoll für Zoll mußte er sich auf allen vieren vorarbeiten. Immer wenn er ein Stück weiterkrabbelte, seine Lampe nach vorn gerichtet, schossen aufgeschreckte Krabben davon, so daß ihre Scheren auf dem feuchten Gestein schurrten.

Als Bob etwa zehn Meter weit eingedrungen war, wich die Decke plötzlich steil nach oben zurück. Er richtete sich auf. Im Strahl seiner Lampe sah er, daß der Gang weiter geradeaus führte, aber von hier an war er geräumig und trocken, und der Weg stieg an. »Just! Peter! Alles klar bei mir«, rief er in den Tunnel zurück und wartete.

Bald standen Peter und Justus neben ihm

»Hier ist es ganz trocken«, bemerkte Peter.

»Die Stelle muß oberhalb des Flutpegels liegen«, sagte Justus.

»Ich fange jetzt an, unseren Weg zu kennzeichnen, und ihr beide hört genau hin, ob es wieder stöhnt, damit wir die richtige Richtung erwischen.«

Im Weitergehen blieb Justus alle paar Schritte stehen, um mit weißer Kreide Fragezeichen zu hinterlassen. Nach etwa fünfzehn Metern kamen sie in eine weitere jener geräumigen Kammern, die im Innern des Teufelsberges wie lauter Bienenwaben eingeschlossen sein mußten.

Auch hier zweigten aus dem weiten Raum viele dunkle Gänge ab. Die Jungen sahen einander mit sinkendem Mut an.

»Immer das gleiche«, sagte Peter.

»Der Berg besteht nur aus Höhlen und Gängen.« Bobs Worte klangen ganz niedergeschlagen. »Wie sollen wir da den Tönen in der richtigen Richtung nachgehen können?«

Nur Justus kümmerte die neue Kammer und die vielen Gänge offenbar wenig. Er horchte.

»Hat einer von euch das Stöhnen nochmal gehört, seit wir hier drinnen sind?« fragte Justus.

Bob und Peter sahen sich an.

»Allerdings nicht«, sagte Bob.

»Seit wir draußen waren, nicht mehr«, bestätigte auch Peter.

»Schon beim Durchkriechen habe ich es nicht mehr gehört«, fügte Bob noch hinzu.

Justus nickte nachdenklich. »Sobald wir in den Berg eindringen, hört das Stöhnen auf, ein höchst verdächtiger Umstand. Und das passiert uns nicht zum ersten Mal – dann könnte es Zufall sein –, sondern schon zum zweiten Mal.«

Peter wunderte sich. »Glaubst du, daß wir irgendwas dazu tun, wenn wir hereinkommen? Ich meine, vielleicht verändert sich dadurch etwas, ohne daß wir merken, daß wir selber die Ursache sind.«

»Das wäre eine Möglichkeit«, gab Justus zu.

.)Eine andere Erklärung wäre, daß uns jemand sieht«, sagte Bob. »Aber wie könnte uns jemand unten am Strand im Dunkeln gesehen haben?«

Justus schüttelte den Kopf »Ich gestehe, daß mir die Sache selbst rätselhaft ist. Vielleicht ist es doch nur –«

Sie hörten es alle zur gleichen Zeit. Ein fernes Gebimmel von Glöckchen und das Klappern von Pferdehufen.

»Ein Pferd!« rief Bob.

Justus wandte den Kopf und horchte angespannt. Die Lauteschienen aus der Wandung des Höhlenraums zu dringen.

»Das . . . das ist ja mitten im Berg!« sagte Justus.

Bob erhob Einspruch. »Das kann nicht sein, Just. Es muß aus einem anderen Teil der Höhlengänge kommen.«

Justus schüttelte den Kopf. »Wenn mich mein Orientierungssinn nicht trügt, setzen sich die Gänge nach links hin fort«, sagte er. »Wir stehen jetzt mit dem Gesicht zum Bergmassiv und dorthin zweigen keine Gänge ab!«

»Vielleicht sollten wir besser zurückgehen«, schlug Peter vor.

»Ich glaube«, sagte Justus hastig, »Peter hat recht. Los!«
Die Jungen drängten sich zum engen Ausgang. Peter erreichte den schmalen Gang als erster und begann durchzukriechen. Justus und Bob folgten dicht hinter ihm.

Am Ausgang stolperten sie bis zu den Knien ins Wasser und mühten sich zwischen den flachen Felsen ab, bis sie endlich, alle viere von sich gestreckt, auf dem weißen Ufersand lagen. Im Liegen verschnauften sie erst einmal.

»Woher kam das nur, was wir da gehört haben?« fragte Bob schließlich.

»Ich weiß es nicht«, gab Justus widerstrebend zu. »Aber ich glaube, für heute abend haben wir genug erforscht. Gehen wir zurück.«

Erleichtert folgten Bob und Peter dem Ersten Detektiv auf dem schmalen Pfad bergan. Sie waren schon fast wieder bei der eisernen Abschränkung ganz oben am Hang angelangt, als Justus plötzlich stehenblieb. Peter prallte im Dunkeln fast mit ihm zusammen.

»Was gibt's denn, Just?«

Justus gab keine Antwort. Er starrte zu den Doppelzacken des Teufelsberges hinauf.

»Na, was ist los?« fragte Bob flüsternd.

»Mir kam da gerade eine Idee«, antwortete Justus bedächtig.

»Und außerdem war mir so, als hätte sich da oben am Gipfel etwas bewegt – dort, wo –«

Schellengeklingel, begleitet von Hufgeklapper, wehte durch die Nacht zu ihnen herüber.

»Ich werd' verrückt!« stöhnte Bob.

»Ist das wieder das, was wir in der Höhle gehört haben?« flüsterte Peter.

»Ich glaube schon«, sagte Justus. »Die Töne müssen durch irgendeine Spalte ins Berginnere hinunter gedrungen sein. Auf solchem Weg kann sich der Schall deutlich fortpflanzen. Dann hört es sich so an, als käme es aus dem Berg selbst.«

Die Jungen hockten sich im dichten Gebüsch neben der Schranke nieder, als die Hufschläge näherkamen. Dann tauchte am steilen Hang des Teufelsberges ein großes schwarzes Pferd auf. Es kam den Berg heruntergetrabt und lief nur wenige Schritte neben den im Buschwerk hingekauerten Jungen vorbei.

»Ein herrenloses Pferd«, flüsterte Bob.

»Ob wir es einfangen sollen?« fragte Peter.

»Nein, lieber nicht«, gab Justus zurück. »Warten wir hier noch ein paar Minuten.«

Stumm verharren die Jungen im Schutz der Büsche. Plötzlich erstarrte Peter und wies zum Berg hinauf. Ein Mann kam mit schnellem Schritt den Hang herunter. Als er an ihrem Versteck vorüberging, konnten sie ihn im Mondlicht deutlich sehen. Es war ein großer Mann, ein dunkler Typ mit langer Nase, einer zackigen Narbe auf der rechten Wange und einer schwarzen Klappe über dem rechten Auge!

»Habt ihr die Augenklappe gesehen?« zischte Peter.

»Und die Narbe!« ergänzte Bob.

»Sein Aufzug hat mich mehr interessiert«, flüsterte Justus.

»Er war gekleidet wie ein Geschäftsmann, und wenn ich mich nicht irre, trug er einen Revolver unter dem Mantel!«

»Können wir jetzt nicht gehen, Just?« fragte Peter unruhig.

»Ja, gehen wir lieber los«, meinte auch Justus. »Das war ein äußerst ereignisreicher Abend.«

Für Peter und Bob bedurfte es keiner weiteren Aufforderung. Während sie im Eilschritt den Weg entlangliefen, um wieder zu ihren Fahrrädern zu stoßen, blickten sie sich immer wieder ängstlich um.

Aber sie sahen weiter nichts mehr.

Als sie jedoch das Tal der Wehklagen hinter sich gelassen hatten, drangen langgezogene Heultöne mit vielfachem Echo durch die Nacht.

»Huuuuu-uuu!«

Da traten die Jungen wie gehetzt in die Pedale – heimwärts zum Haus auf der Ranch.



Nanu – zu allen Kulissen und Akteuren auf unserem gespenstischen Historienschauplatz »Tal der Wehklagen« nun auch noch die klassische Figur des modernen Gangsters mit Kintopp-Requisiten?

Er und jenes schwarze Steinchen (das bei Justus gewiß nicht in Vergessenheit geraten ist) passen nach meinem Geschmack nicht so recht zum Grusel-Szenarium.

El Diablo!

Peter erwachte im hellen Sonnenschein. Verwirrt blickte er sich in dem fremden Zimmer um. Wo war er? Dann wieherte draußen irgendwo ein Pferd, eine Kuh brüllte, und Peter fiel wieder ein, daß er auf der Mendoza-Ranch in einer der Schlafkammern im Dachgeschoß war und oben im Doppelstockbett lag. Er beugte sich über den Bettrand vor, um zu sehen, was Justus machte. Justus war nicht da.

Rasch setzte sich Peter auf und stieß mit dem Kopf gegen die niedrige Decke.

»Autsch!« schimpfte er.

»Psst!« zischte Bob aus seinem Bett an der gegenüberliegenden Wand.

Er zeigte zum Fenster hin.

Vor dem Fenster saß Justus mit gekreuzten Beinen am Boden. In seinem Bademantel sah er aus wie ein kleiner Buddha. Er hatte einen großen Bogen Papier vor sich auf dem Fußboden ausgebreitet und in die Mitte einen Stapel aus vier Büchern gesetzt. Auf dem Papier hatte Justus mit Bleistift eine Anzahl Linien gezogen. Beim Anblick der Bücher, des Papierbogens und der Bleistiftstriche wurde Peter klar, daß Justus sich hier in groben Umrissen ein Modell des Tals der Wehklagen gebastelt hatte. Den Eingang zur Höhle hatte er mit Bleistift bezeichnet.

»So sitzt er nun schon seit einer Stunde da«, erklärte Bob.

»Du liebe Zeit«, meinte Peter. »Ich könnte das keine zehn Minuten aushalten!« Die Ausdauer und Gründlichkeit ihres stämmigen Freundes erfüllte Bob und Peter immer wieder mit Ehrfurcht.

Plötzlich begann Justus zu sprechen. »Ich bin dabei, die topographischen Gegebenheiten des Tals der Wehklagen im De-

tail zu erkunden, Peter. Der Schlüssel zur Lösung unseres Rätsels liegt in der Geländeformation.«

»Wie bitte?« sagte Peter.

»Just meint, daß nach seiner Meinung das Rätsel zu lösen ist, wenn man die Lage des Geländes untersucht«, erläuterte Bob.

»Oh«, sagte Peter und verdrehte die Augen, »warum sagt er das nicht gleich?«

Ohne auf Peter einzugehen, fuhr Justus fort: »Das wahre Geheimnis des Tals der Wehklagen ist, daß das Stöhnen unerklärlicherweise aufhört, wenn man in die Nähe kommt. Das geschah gestern abend zweimal, und als wir dann weggingen, waren die Töne wieder zu hören.«

Er hielt eine Zeitung hoch. »Hier habe ich einen Pressebericht über die plötzliche Wiederkehr des Stöhnens. Darin sagt der Sheriff, der Hauptgrund dafür, daß bisher niemand die Ursache der Laute feststellen konnte, läge darin, daß man sie, einmal im Tal angelangt, einfach nicht mehr hört.«

Justus legte die Zeitung wieder hin. »Ich bin jetzt davon überzeugt, daß es keineswegs zufällig aufhört!«

»Wahrscheinlich hast du recht«, meinte Bob. »Wie es prompt wieder losging, sobald wir uns auf den Rückweg machten – das deutet schon darauf hin, daß uns jemand beobachtet hat.«

»Aber wozu soll nun dieses – hm, dieses Modell gut sein, Just?« fragte Peter neugierig.

Justus blickte auf seinen simplen Geländeplan hinunter. »Ich habe alle Stellen bezeichnet, wo wir gestern abend waren. Wir wissen jetzt, daß beide Male, als wir die Höhle betraten, das Stöhnen sofort verstummte. Das geschah zu schnell, als daß uns jemand erst bei unserem Eintreten vom Innern der Höhle aus gesehen haben könnte.«

Bob nickte eifrig. »Klar! Wir wurden demnach schon beobachtet, ehe wir reingingen!«

»Genau das«, sagte Justus, »und aus meinem Modell kann ich ableiten, daß wir nur von einem Punkt aus auf unserem ganzen Weg beobachtet werden konnten – und zwar vom Gipfel des Teufelsberges.«

»Dann müssen wir nur Mr. Dalton ausrichten, daß da einer auf dem Teufelsberg sitzt und daß er sich den Burschen schnappen soll!« rief Peter.

Justus schüttelte den Kopf »Nein, Peter, das würde uns keiner glauben, ehe sie den Mann zu Gesicht bekämen, und es wäre praktisch nicht möglich, ungesehen zum Berggipfel zu gelangen. Der da droben würde einfach abbauen.«

»Dann –« fing Bob an.

»Wie –« begann Peter gleichzeitig.

»Wir müssen erst noch ergründen, was sich in der Höhle eigentlich abspielt«, sagte Justus gemessen, »damit wir lückenlos Bericht erstatten können. Ich habe mir das etwas überlegt. Habe auch einen Fingerzeig, worum es bei alledem überhaupt geht«

»Wirklich?« sagte Peter. »Und das wäre?«

»Gestern abend fand ich dies in einem der Gänge«, erklärte Justus und hielt den rauhen, schwärzlichen Stein in die Höhe, den er in dem stollenähnlichen Gang gefunden hatte. »Dieser eine Gang war früher ein Bergwerksschacht, und den Stein fand ich genau an der Stelle, wo der Gang verbarrikadiert war.«

Bob nahm den kleinen Stein, sah ihn sich verblüfft an und gab ihn an Peter weiter.

»Aber was ist das nun, Just?« fragte Peter. »Ein harter Stein, der sich ein bißchen schlüpfrig anfühlt – und was sonst?«

»Kratz mal damit über die Fensterscheibe«, sagte Justus.

»Was?« sagte Peter überrascht.

»Nur zu«, ermunterte Justus mit einem Ausdruck der Genugtuung auf dem runden Gesicht.

Peter ging zum Fenster und fuhr mit dem Steinchen über die

Scheibe. Es schnitt fast so mühelos ins Glas wie ein Messer in ein Stück Butter. Peter piff durch die Zähne.

»Just!« rief Bob. »Willst du etwa behaupten, das sei ein –«
»Diamant, ja«, ergänzte Justus. »Genau das behauptete ich. Ein ungeschliffener Rohdiamant. Und von beachtlicher Größe. Kein sehr wertvoller, denke ich, wahrscheinlich von der Güteklasse eines Industriediamanten. Aber immerhin – es ist ein Diamant.«

»Glaubst du, El Diablos Höhle ist eine Diamantenmine? Hier in Kalifornien?« fragte Bob skeptisch.

»Nun, da hat es schon manches Gerücht gegeben, und –«
Weiter kam Justus nicht. Ein heftiges Pochen an der Tür unterbrach ihn, und Mrs. Daltons Stimme rief- »Los, los, aufstehen, ihr drei! Das Frühstück steht schon auf dem Tisch. Hier bei uns gibt es keine Langschläfer!«

Als den Jungen klar wurde, wie hungrig sie waren, geriet vorübergehend alles andere in Vergessenheit.

Sie zogen sich an und waren fünf Minuten später in der großen Ranchküche. Mr. Dalton und Professor Walsh empfangen sie gutgelaunt.

»Na, offenbar haben das Tal der Wehklagen und sein Geheimnis keine Auswirkung auf euren Appetit«, stellte Professor Walsh fest.

Mrs. Dalton lief geschäftig in der geräumigen, hellen Küche hin und her, und bald machten sich die Jungen über Stapel von Buchweizenpfannkuchen und Schinken her. Dazu gab es kalte frische Milch in dicken Bechern.

»Habt ihr Jungen heute Lust zum Mitarbeiten?« fragte Mr. Dalton.

»Natürlich haben sie Lust«, sagte Mrs. Dalton. »Wie wär's, wenn sie zum Heumachen auf die Nordwiesen mitkämen?«

»Gute Idee«, pflichtete Mr. Dalton bei. »Und später können sie uns helfen, das Vieh beizutreiben, das sich abseits der Herde im Gelände verlaufen hat.«

»War's schön auf eurem Strandspaziergang gestern abend?« erkundigte sich Professor Walsh. »Was habt ihr denn entdeckt?«

»Es wurde eine interessante Expedition daraus«, antwortete Justus. »Und wir sind einem recht sonderbaren alten Mann begegnet. Er nennt sich Ben Jackson. Wer ist das eigentlich, Sir?«

»Der alte Ben und sein Partner, Waldo Turner, sind sogenannte Prospektoren – Schürfer, Goldsucher«, erklärte Mr. Dalton. »Ich kann mir gut vorstellen, wie sie in ihren besseren Tagen überall im Westen nach Gold und Silber und Edelsteinen gesucht haben.«

»Nach dem, was man sich hier erzählt, kamen sie vor vielen Jahren hierher«, ergänzte Mrs. Dalton, »als das Gerücht von Goldfunden umging. Natürlich hat es hier niemals Gold gegeben, aber der alte Ben und Waldo gaben deshalb nicht etwa auf. Sie haben auf unserem Land eine Hütte und fühlen sich nach wie vor als Prospektoren. Besucher mögen sie anscheinend nicht, aber milden Gaben von den Ranchern in der Gegend sind sie nicht abgeneigt. Wir stellen es natürlich so hin, als sei das unsere Vorleistung, die sich wieder auszahlen wird, wenn sie bei ihren Schürfungen fündig werden sollten. Almosen würden sie nämlich nicht annehmen.«

»Sie haben es zu einer gewissen lokalen Berühmtheit gebracht«, warf Professor Walsh ein.

»Und Geschichten können die erzählen!« Mrs. Dalton lächelte. »Freilich sind sie ein bißchen verrückte Zeitgenossen, und die meisten ihrer Geschichten sind glatt erfunden. Da erzählen sie zum Beispiel immer von Kämpfen gegen die Indianer, aber ich bezweifle, ob da was Wahres dran ist.«

»Ach nein – das soll also alles Schwindel sein?« rief Peter. Ehe Mrs. Dalton etwas erwidern konnte, flog die Tür vom Garten zur Küche auf. Der Vorarbeiter, Luke Hardin, stürmte herein.

»Eben hat man den jungen Castro draußen im Tal der Wehklagen gefunden«, berichtete Hardin erregt.

»Castro?« Mr. Daltons Ausdruck war plötzlich voller Sorge.

»Er ist gestern abend von seinem Pferd abgeworfen worden, als er ein paar verirrte Rinder zusammentreiben wollte. Hat die ganze Nacht dagelegen«, sagte Hardin.

»Ist ihm was passiert?« fragte Mr. Dalton.

»Der Doktor sagt, es sei alles in Ordnung. Sie haben ihn ins Krankenhaus nach Santa Carla gebracht.«

»Ich fahr sofort hin zu ihm!« Mr. Dalton sprang auf.

»Die Männer hat das ziemlich mitgenommen«, fügte Hardin mit düsterem Gesicht hinzu. »Schon wieder haben mir zwei gesagt, sie wollten hier weg. Castro war drüben im Tal und sagt, er hätte gesehen, wie sich dort was bewegte. Er ging näher ran. Was es auch gewesen sein mag, sein Pferd scheute davor. Es warf ihn ab und raste davon. Er hat sich überall blutig geschlagen und den einen Knöchel verstaucht.«

Die Daltons wechselten einen verzweifelten Blick. Da meldete sich Justus zu Wort.

»War sein Pferd ein großer Rappe, Mr. Hardin?« fragte er.

»Ja, genau – Black Star. Ein gutes Pferd, Kam heute früh brav zur Koppel zurück, so daß wir wußten, jetzt müssen wir den jungen Castro suchen.«

Mr. Dalton wandte sich forschend an die Jungen. »Habt ihr Black Star gestern abend gesehen?«

»Ja, Sir«, sagte Justus. »Ein großes schwarzes Pferd ohne Reiter.«

»Ein reiterloses Pferd müßt ihr auf einer Ranch immer sofort melden, Jungen«, sagte Mr. Dalton ernst. »Wir hätten Castro dann schon früher gefunden.«

»Das hätten wir auch getan, Sir«, erklärte Justus, »aber dann sahen wir noch einen Mann hinterherkommen und nahmen an, das sei der Reiter. Es war ein großer Mann mit einer Narbe an der rechten Wange und einer Augenklappe.«

Mr. Dalton schüttelte verwundert den Kopf »So einer ist mir nicht bekannt.«

»Groß und mit einer Augenklappe?« erkundigte sich Professor Walsh.

»Klingt bedrohlich, hört sich aber nicht nach El Diablo an, oder? Der war nicht groß, und eine Augenklappe hatte er auch nicht.«

Mr. Dalton ging zur Tür. »Luke, beruhige die Leute, wenn du es schaffst. Ich komm dann zu dir auf die Nordwiesen, wenn ich bei Castro war. Und dem Sheriff werde ich wohl von dem Mann berichten, den die Jungen gesehen haben.«

Wieder meldete sich Justus. »Wenn Sie in die Stadt fahren, Sir, würden Sie mich vielleicht mitnehmen? Ich muß heute nach Rocky Beach zurück.«

»Aber Justus, du willst uns doch nicht schon verlassen?« fragte Mrs. Dalton.

»O nein«, versicherte Justus. »Wir sollten hier nur unsere Tauchausrüstung haben. Gestern abend sahen wir vor der Küste ein paar Riffe, die ich für hervorragend geeignet halte, uns neue Sammelobjekte für unsere meeresbiologischen Studien zu liefern.«

Bob und Peter starrten Justus an. Sie konnten sich nicht erinnern, irgendwelche Riffe gesehen zu haben, noch jemals meeresbiologische. Studien betrieben zu haben. Aber sie sagten nichts. Sie hatten gelernt, Justus keine Fragen zu stellen, wenn er einen Plan ausgeheckt hatte.

»Leider kann ich dich nicht den ganzen Weg nach Hause bringen«, sagte Mr. Dalton, »und ich kann im Augenblick auch keinen Wagen und keinen Fahrer entbehren. Warte doch noch ein paar Tage damit.«

»Nein, bitte keine Umstände, Sir«, sagte Justus. »Wenn Sie mich bis zur Stadt mitnehmen, steige ich dort in den Bus um. Und für die Rückfahrt finde ich schon jemand.«

»Mach dich mal fertig«, sagte Mr. Dalton im Hinausgehen.

Mrs. Dalton sah Bob und Peter an. »Ja, dann solltet ihr beide euch heute wohl allein beschäftigen. Bei all dem Trubel wird mein Mann keine Zeit haben, irgendwelche Arbeiten zusammen mit euch zu erledigen.«

»Machen wir, Madam«, versicherte Bob.

Die Jungen gingen in ihr Zimmer zurück, und Justus packte das Nötige für die Rückkehr nach Rocky Beach zusammen. Unterdessen enthüllte er seine Vorstellungen davon, was Bob und Peter während seiner Abwesenheit unternehmen sollten.

»Ihr fahrt nach Santa Carla und kauft dort ein Dutzend einfache, lange Kerzen«, sagte Justus, »und drei mexikanische Sombreros. In Santa Carla ist Fiesta, und da sollte es massenhaft Hüte geben. Sagt Mr. und Mrs. Dalton, ihr wolltet euch den Festzug anschauen.«

»Drei Sombreros?« wiederholte Peter.

»Ganz genau«, sagte Justus ohne nähere Erklärung. »Dann geht ihr zur Bücherei. Bob, du unterrichtest dich so gut wie möglich über die Geschichte des Teufelsberges und des Tals der Wehklagen. Und bitte mit sämtlichen Einzelheiten, nicht nur den Volksaberglauben.«

»Ich werde ergründen, was mir möglich ist«, versprach Bob dem Ersten Detektiv. »Aber wozu gehst du nun wirklich nach Rocky Beach?«

»Unsere Tauchausrüstung holen, wie ich schon sagte«, gab Justus zurück, »und dann will ich den Diamanten nach Los Angeles mitnehmen und von einem Fachmann untersuchen lassen.«

Mr. Dalton rief herauf- »Justus! Fertig?«

Die Jungen liefen hinunter, und Justus kletterte ins Führerhaus des Lieferwagens. Bob und Peter sahen ihm nach. Nun wußten sie immer noch nicht, was Justus mit der Tauchausrüstung vorhatte!

Sie halfen Mrs. Dalton ungefähr eine Stunde lang in der Küche, und dann borgte sich Bob Mrs. Daltons Lesekarte aus,

und die beiden Jungen fuhren auf ihren Rädern nach Santa Carla los.

»Viel Spaß bei der Fiesta! Und paßt auf euch auf!« rief ihnen Mrs. Dalton nach.

Bob und Peter waren wirklich auf das Erlebnis der berühmten Fiesta von Santa Carla gespannt, und in richtiger Ferienstimmung radelten sie dahin. Die Straße von der Ranch her führte in Windungen durch das weite, zu drei Seiten von den braunen Bergen Südkaliforniens umgebene Tal. Die Sonne brannte heißer als an der Küste, und den Jungen fiel auf, daß alle Wasserläufe entlang ihrem Weg trocken waren. An einer Stelle überquerten sie das breite Bett des Santa-Carla-Flusses. Tief unter der Brücke lag das völlig ausgetrocknete Flußbett, und in dem durch die Dürre verkrusteten Boden wuchsen kleine Pflanzen.

Bald begann die Straße zum San-Mateo-Paß hin anzusteigen. Bob und Peter mußten absteigen und die Räder über Haarnadelkurven schieben. Zur Rechten gähnten tiefe Schluchten, während zur Linken die Felsenhänge steil aufragten. Die Jungen schritten in der prallen Sonne langsam aus. Nach langer Wanderung in der Hitze kamen sie endlich auf der Paßhöhe an.

»Mann! Sieh dir das an!« schrie Peter begeistert.

»Sagenhaft!« rief Bob fast gleichzeitig.

Vor ihren Augen lag ein atemberaubend großartiger Rundblick. Die Berge fielen zu welligen Hügeln ab und liefen dann in eine weite Küstenebene aus, die sich in allen Richtungen hin bis ans blaue Wasser des Pazifiks erstreckte. Die Stadt Santa Carla leuchtete in der Sonne hell herauf mit ihren wie zierliche Klötzchen wirkenden Häusern in dem weiten grünen Landstrich. Auf der blauen Wasserfläche trieben Boote, und die gebirgigen Kanal-Inseln schienen in der Ferne unwirklich zu schweben.

Die Jungen waren noch gefesselt von dem überwältigenden

Anblick, als sie hinter sich donnernde Hufschläge hörten. Sie fuhren herum und sahen auf der Straße einen galoppierenden Reiter geradewegs auf sich zukommen. Er ritt ein großes schwarzes Pferd mit silberbeschlagenem Zaumzeug und silbergeschmücktem Sattel, dessen großer Metallknauf in der Sonne blinkte.

Die Jungen standen wie versteinert da, als das Pferd auf sie losraste. Der Reiter war ein kleiner, schlanker Mann mit dunklen Augen, der einen schwarzen Sombrero, ein kurzes schwarzes Wams und Hosen mit weitgeschnittenen Beinen trug. Ein schwarzes Tuch bedeckte seine untere Gesichtshälfte, und er hielt eine altertümliche Pistole auf die Jungen gerichtet.

El Diablo!

Ein Überfall

Das schwarze Pferd bäumte sich dicht vor den schreckgelähmten Jungen auf, und seine Vorderhufe schlugen wild in der Luft. Der Reiter schwenkte seine Pistole und schrie: »Viva Fiesta!« Dann riß er sich das schwarze Tuch ab und zeigte ein übermütiges Jungengesicht.

»Kommt mit zur Fiesta!« rief der junge Bursche ausgelassen, wendete sein Pferd auf der Hinterhand und galoppierte die Straße nach Santa Carla hinunter.

Bob und Peter starrten ihm nach.

»Ein Fiesta-Kostüm!« stieß Peter hervor.

Sie sahen sich an und fingen erleichtert, aber auch etwas verlegen an zu lachen. Sich von einem kostümierten Jungen ins Bockshorn jagen zu lassen!

»Wetten, daß es bei der Fiesta zehn El Diablos zu sehen gibt?« meinte Bob.

»Na, hoffen wir, daß wir keinem von ihnen im Dunkeln begegnen«, sagte Peter.

Die Jungen bestiegen ihre Fahrräder wieder und machten sich an die lange Abfahrt über die kurvenreiche Paßstraße. Bald hatten sie die Berge hinter sich und kamen in die Außenbezirke von Santa Carla. Sie fuhren durch Wohnviertel, an einem Golfplatz vorbei und durch mehrere Einkaufszentren am Rand der von quirlendem Leben erfüllten Kurstadt.

Nachdem sie die Innenstadt erreicht hatten, stellten sie ihre Räder vor der Bücherei ab und spazierten zur Union Street, der Hauptstraße von Santa Carla. Die Fahrbahn war bereits für den Festzug durch polizeibewachte Barrieren abgesperrt. Hinter den Schranken warteten die Schaulustigen, meist in die farbenprächtigen spanischen Kostüme aus vergangener Zeit gekleidet. Feiertagsstimmung lag in der Luft.

Bob und Peter erledigten rasch ihre Einkäufe in einem kleinen Souvenirladen. Sie erstanden ein Dutzend dicke weiße Kerzen und drei Sombreros aus Stroh. Dann liefen sie schnell wieder über den Gehsteig und kamen gerade zurecht, wie der erste Musikzug mit Pauken und Trompeten aufmarschierte.

Hinterher kamen die großen Festwagen, reich mit Blumen geschmückt und voller hübscher Mädchen und farbenfroh kostümierter Männer. Die meisten Wagen stellten wichtige Szenen aus der Geschichte Kaliforniens dar. Einer präsentierte Junipero Serra, den Franziskanerpater, der die meisten der alten Missionsstationen entlang der Küste Kaliforniens begründet hatte. Ein anderer erinnerte an den Tag, als John C. Fremont über Santa Carla die amerikanische Flagge gehißt hatte, nachdem die Stadt aus mexikanischer Herrschaft erobert worden war. Wieder ein anderer zeigte El Diablo bei seinem berühmten Ausbruch. Mindestens fünf weitere El Diablos ritten neben diesem Wagen her. Einer von ihnen war jener muntere junge Reiter mit seinem Rappen, der die Jungen auf der Paßhöhe so erschreckt hatte.

»Schau nur – all die Pferde!« rief Bob.

»So sollte man reiten können!« Peter sah den Reitern voll Bewunderung zu.

Beide Jungen waren gute Reiter, wenn auch noch keine Spitzenkönner, und sie beobachteten begeistert die Pferde. Rancher in spanischen Kostümen kamen vorüber, dann berittene Polizeitrupps aus verschiedenen Bezirken Kaliforniens auf ihren Palominos, den hochbeinigen goldbraunen Pferden. Manchmal führten die Pferde auf der Straße kunstvolle Tanzschritte vor.

Es gab Kaleschen und Planwagen und alte Postkutschen zu sehen, und dann kam ein Wagen, dessen Dekoration die Tage des Goldfiebers zum Thema hatte. Bob rüttelte Peter am Arm.

»Da!« flüsterte er und zeigte auf zwei Männer, die neben dem

Goldfieber-Wagen schritten. Bei sich hatten sie einen Esel, schwer bepackt mit Lebensmitteln, Schaufeln und Spitzhacken, und einer von ihnen war der bärtige Alte aus der Höhle – Ben Jackson.

»Dann ist der andere sicher sein Partner, Waldo Turner«, sagte Bob.

Die Zuschauer hatten sichtlich ihren Spaß an den beiden Veteranen. Sie sahen aus wie echte Prospektoren, selbst der Staub und Schmutz auf ihrer Bergmannskluft gehörte dazu. Der alte Ben war offenbar der Anführer. Mit wehendem weißem Bart humpelte er stolz dahin, den Esel am Zaum. Waldo Turner, größer und magerer als Ben und statt eines Vollbartes mit weißem Schnurrbart, kam hinterdrein.

Immer noch mehr Festwagen zogen vorüber, Musikkapellen spielten, und die Jungen hätten vielleicht ihren Auftrag mit der Bibliothek ganz vergessen, wäre Peter nicht plötzlich jener Mann aufgefallen.

»Bob!« flüsterte er eindringlich.

Bob sah auf – und da, nur wenige Schritte vor ihnen, war der große Mann mit dem Narbengesicht und der Augenklappe. Der Mann schien am Festzug überhaupt nicht interessiert. Während die Blicke der Jungen auf ihn gerichtet waren, überquerte er hastig die Union Street und verschwand.

»Komm«, sagte Bob, und die Jungen folgten ihm kurz entschlossen nach.

An der Ecke sahen sie den Mann etwa sechs Meter vor sich. Er ging rasch, wurde aber von Zeit zu Zeit langsamer, als halte er nach etwas vor sich Ausschau.

»Du, der verfolgt wen«, meinte Bob.

»Siehst du jemand?« fragte Peter.

»Nein, aber du bist ja größer«, sagte Bob.

Peter reckte sich, so gut er konnte, aber er bekam nicht heraus, wem oder was der Mann nachging. Dann sah er ihn vom Gehweg abbiegen.

»Er geht in ein Haus«, berichtete Peter.

»Das ist die Bücherei!« rief Bob.

Der Mann verschwand durch die hohe Doppeltür, und die Jungen eilten ihm nach. Drinnen blieben sie stehen. Die Bücherei war zur Zeit der Fiesta fast menschenleer, und doch konnten die Jungen keine Spur von dem großen Mann mit der Augenklappe entdecken.

Der Bibliothekssaal war groß, überall standen Bücherregale, und mehrere Türen führten in angrenzende Räume. Die Jungen schauten flink in den Gängen zwischen den Regalen nach. Dann untersuchten sie die Ausgänge. Bestürzt mußten sie feststellen, daß zwei dieser Türen auf eine Seitenstraße hinausgingen. Und der große Mann war nirgends zu sehen.

»Er ist weg«, sagte Peter maßlos enttäuscht.

»Wir hätten uns trennen sollen, und einer hätte gleich nach hinten gehen müssen. Justus hätte bestimmt daran gedacht, daß die meisten Bibliotheken mehr als einen Ein- und Ausgang haben«, sagte Bob niedergeschlagen. Er haderte mit sich selbst, weil er eine so augenfällige Tatsache außer acht gelassen hatte.

»Sei's drum«, sagte Peter. »Jedenfalls ist er weg. Machen wir uns eben an die Ermittlungen, die Justus braucht.«

Bob war einverstanden, und die beiden Jungen erkundigten sich nach heimatkundlichen Büchern. Ein freundlicher Bibliothekar verwies sie in ein kleines Zimmer, das eine Sammlung zur Geschichte Kaliforniens enthielt. Als sie gerade in diesem Raum zur Ausgabetheke strebten, legte sich eine schwere Hand auf Peters Schulter.

»Sieh da, unsere jungen Detektive!«

Hinter ihnen stand Professor Walsh. Seine Augen funkelten hinter den dicken Brillengläsern.

»Na, seid ihr mit Ermittlungen beschäftigt?« fragte er.

»Ja, Herr Professor«, antwortete Peter. »Wir wollen alles über das Tal der Wehklagen in Erfahrung bringen.«

»Gut, gut«, sagte Professor Walsh ermutigend. »Damit befasse ich mich zur Zeit auch. Allerdings war mir bisher das Glück nicht hold. Es scheint außer zweifelhaften Volkssagen nicht viel zu geben . . . Wart ihr bei der Fiesta?«

»Ja«, antwortete Peter begeistert. »Die haben da vielleicht Klasseferde!«

»Es sind sehr sehenswerte Darbietungen«, bestätigte der Professor. »Ich werde wohl noch etwas zuschauen, zumal ich hier nicht viel Glück hatte. Wie kommt ihr beide denn eigentlich zur Ranch zurück?«

»Wir sind mit dem Fahrrad da«, sagte Bob.

»Aha. Also dann bis später.« Professor Walsh wandte sich zum Gehen.

Nach einigem Zögern fragte Bob noch: »Haben Sie zufällig hier in der Bücherei einen großen Mann mit einer Augenklappe gesehen?«

Walsh schüttelte den Kopf. »Nicht daß ich wüßte. Meint ihr denselben Mann, dem ihr gestern abend begegnet seid?«

»Ja, Sir«, sagte Peter.

»Und tatsächlich hier in der Stadt?« Professor Walsh wurde nachdenklich. »Nein, ich habe ihn nicht gesehen.«

Als der Professor gegangen war, machten sich Bob und Peter an die Arbeit. Sie fanden zwei oder drei Bücher, in denen das Tal der Wehklagen erwähnt wurde, aber sie erfuhren daraus nichts, das sie nicht schon gewußt hätten. Dann entdeckte Bob ein schmales Bändchen mit vergilbten und zerknitterten Seiten, das sich als lückenloser historischer Abriß über das Tal der Wehklagen bis zum Jahre 1941 erwies. Es stand falsch im Regal, weshalb es Professor Walsh vermutlich übersehen hatte.

Eben schien der Akademiker unseren Amateuren um eine Spürnasenlänge voraus zu sein (er weiß oder ahnt offenbar, wer jener Augen-



klappen-Mann ist). Nun hat der ausdauernde Bob mit dem wichtigen Buchfund gleichgezogen!

Sie ließen das Buch auf Mrs. Daltons Lesekarte eintragen und nahmen es mit. Dann schnallten sie ihre Pakete auf den Gepäckträger und fuhren heimwärts. Bald begann die lange Strecke bergan zum San-Mateo-Paß. Sie radelten weiter, solange es keine Anstrengung war, dann stiegen sie ab und schoben die Räder. Einmal legten sie eine kurze Verschnaufpause ein und blickten über das Wasser zu den Kanal-Inseln hinüber.

»Du, da würde ich ganz gern mal rausfahren«, sagte Peter.

In der Nähe der Inseln konnten sie die grauen Umriss schnittiger Marineboote im Manöver erkennen.

Ein Auto kam von Santa Carla her die Paßstraße heraufgefahren, aber die Jungen waren ganz in ihren Ausblick aufs Meer vertieft. Sie achteten nicht auf den Wagen, bis sie am Motorgeräusch plötzlich merkten, daß er mit Vollgas anbrauste.

Sie fuhren herum und erkannten, daß der Wagen von der Fahrbahn abgewichen war und unmittelbar auf sie zuhielt.

»Achtung, Bob!« schrie Peter.

Beide Jungen retteten sich vor dem heranrasenden Wagen gerade noch durch einen Satz zur Seite. Er flitzte an ihnen vorüber, schwenkte in die Fahrbahn ein und brauste davon.

Doch der kopflose Sprung hatte die Jungen über die Böschung hinausgetragen. Sie kamen ins Stolpern, fanden nirgends mehr Halt, und unaufhaltsam rutschten sie ab, der tiefen Schlucht weit drunten entgegen.

Justus enthüllt einen Plan

Peter schlitterte über scharfkantige Felsen und durch Strauchwerk, das ihm die Hosen zerriß, den steilen Abhang hinunter. Er klammerte sich krampfhaft an den Zweigen fest, um den Sturz zu dämpfen, denn weiter vorn fiel der Hang als nahezu senkrechte Steilwand ab. Aber die Büsche waren nicht stark genug, um ihn zu halten. Er war kaum noch zwei Meter vor dem Absturz ins Nichts, als er gegen den mächtigen Stamm eines krüppligen Baumes prallte.

»Puh!« machte Peter, als er instinktiv den dicken Baumstamm umarmte.

Einen Augenblick lang lag er still, schwer atmend an den Baum gepreßt. Dann merkte er, daß er allein war.

»Bob!« schrie er.

Es kam keine Antwort. Unter ihm war nichts als gähnende Leere.

»Bob!« rief er noch einmal verzweifelt.

Links von ihm bewegte sich etwas. Bobs Gesicht tauchte hinter dichtem Gebüsch auf.

»Es ist alles in Ordnung . . . glaube ich«, sagte Bob schwach.

»Ich bin auf einer Art Sims gelandet. Nur . . . ich kann mein Bein nicht bewegen!«

»Versuch, ob es nicht doch ein bißchen geht. Du mußt es unbedingt versuchen!«

Peter wartete, bis er in den Büschen, worin Bob lag, eine leichte Bewegung wahrnahm. Dann drang Bobs Stimme etwas forscher herüber.

»Ich glaube, es ist nicht so schlimm«, berichtete Bob.

»Ich kann das Bein jetzt bewegen. Es war nur unter mir verdreht. Es tut weh, aber es ist auszuhalten.«

»Meinst du, du kannst den Hang raufkriechen?« fragte Peter.

»Ich weiß nicht, Peter. Es ist unheimlich steil«

»Und wenn man da ausrutscht –« Peter brauchte den Satz nicht zu vollenden.

»Wir sollten es lieber mit Rufen probieren«, sagte Bob.

»Aber laut«, pflichtete Peter bei.

Er öffnete den Mund, brachte aber nur ein schwaches Krächzen heraus. Denn gerade als er kräftig losbrüllen wollte, erspähte er ein hageres Gesicht, das von der Straßenböschung aus auf ihn heruntersah. Ein Gesicht mit häßlicher Narbe und Augenklappe! Die Jungen und der Mann mit dem Narbengesicht starrten sich gegenseitig volle zehn Sekunden an. Dann verschwand plötzlich oben das Gesicht, und sie hörten das Geräusch schneller Schritte, einen aufheulenden Motor und quietschende Reifen – ein Wagen brauste davon.

Kaum war das Motorengeräusch verebbt, als die Jungen andere Autos herankommen hörten.

»Weiter schreien!« rief Peter.

Beide Jungen brüllten, so laut sie konnten, daß es in den Bergen widerhallte. Oben kreischten Bremsen, und Tritte knirschten auf dem Geröll. Zwei hilfsbereite Gesichter spähten über die Böschung in die Tiefe.

Gleich darauf kam ein dickes Seil auf Peter zugeflogen. Er schlang es zweimal um seinen Körper, faßte es mit beiden Händen und wurde zur Straße hinaufgezogen. Dann wurde das Seil noch einmal ausgeworfen, und im nächsten Augenblick stand Bob neben Peter.

Bob versuchte mit dem verletzten Bein aufzutreten und stellte fest, daß vermutlich nur der Knöchel verstaucht war. Der stämmige Lastwagenfahrer, der ihnen mit dem Seil zu Hilfe gekommen war, fuhr in die Richtung der Mendoza-Ranch, und er forderte die Jungen energisch zum Mitfahren auf. Kaum eine Viertelstunde später wurden sie samt ihren Fahrrädern am Tor zur Ranch abgesetzt. Sie winkten dem Fahrer zum Dank nach und humpelten dann zur Veranda hinauf.

Mrs. Dalton kam aus dem Haus und machte große Augen. »Du lieber Himmel! Was ist denn passiert? Und eure Kleider sehen aus!«

Peter wollte antworten, bekam aber einen sanften Tritt von Bob verpaßt.

»Wir sind auf der Paßstraße zu schnell bergab gefahren und vom Rad gestürzt, Madam«, erklärte Bob – und das stimmte ja auch mehr oder weniger. »Mein Bein hat dabei was abgekriegt, und da hat uns ein Lastwagen mitgenommen.«

»Dein Bein?« sagte Mrs. Dalton. »Zeig mal her, Bob.«

Wie die meisten Frauen auf dem Land war Mrs. Dalton sehr erfahren in Erster Hilfe und Krankenpflege. Sie stellte an Bobs Knöchel außer der leichten Verstauchung keine Verletzung fest. Einen Arzt würde man nicht brauchen, aber Bob sollte sein Bein so ruhig wie möglich halten. Mrs. Dalton setzte ihn auf der Veranda in einen bequemen Sessel und brachte ihm einen Krug Limonade.

»Aber du kannst dafür arbeiten, Peter Shaw«, sagte sie dann.

»Mein Mann ist noch nicht zurück, also kannst du schon mal die Pferde auf der vorderen Koppel mit Heu versorgen.«

»Jawohl, mach' ich«, sagte Peter rasch.

Bob saß im Schatten, das Bein auf einen Stuhl hochgelegt, und grinste sich eins, während sein Freund in der heißen Sonne arbeitete. Peter warf dem Patienten gespielt böse Blicke zu, doch im Grunde war er es zufrieden. Es tat gut, sich in der Sonne zu bewegen.

Kurz vor dem Abendessen kam Justus zusammen mit dem großen rothaarigen Kenneth im Lastwagen vom Schrottplatz seines Onkels angefahren. Peter half ' Justus beim Abladen des Tauchergeräts, und samt einem geheimnisvollen kleinen Bündel verstaute sie es in der Scheune.

Kenneth blieb zum Essen da, und Mr. Dalton sprach sich bewundernd über den athletischen Körperbau und die gewaltigen Muskeln des Iren aus.

»Wie würde es Ihnen gefallen, auf einer Ranch mitzuhelfen, Kenneth?« meinte Mr. Dalton. »Wenn ich Sie bei mir hätte, könnten mir meinetwegen noch zehn Leute davonlaufen.«

»Wenn Sie mal für ein paar Wochen Hilfe brauchen«, sagte Kenneth, »dann läßt Mr. Titus Patrick und mich bestimmt hierherkommen.«

Mr. Dalton bedankte sich. »Ich hoffe, es wird nicht so weit kommen. Sicherlich ist dieser ganze Spuk bald vorüber. Der junge Castro sagt, er hätte keine Angst, und er wird mit den Leuten reden, sobald er aus dem Krankenhaus entlassen wird.«

»Das ist großartig, Jess«, sagte Mrs. Dalton.

Doch Mr. Dalton machte schon wieder ein finsternes Gesicht. »Nur zweifle ich daran, ob wir noch so viel Zeit haben. Wenn es weiterhin zu solchen Vorfällen kommt, sind uns inzwischen vielleicht alle übrigen weggelaufen. Der Sheriff konnte bisher auch nichts beisteuern. Er sagt nur, er wüßte nicht, daß El Diablo Nachkommen gehabt hätte, und dieser Mann, den die Jungen gesehen haben, ist ihm völlig unbekannt.«

»Ich bin sicher, daß sich bald die Erklärung finden wird«, sagte Professor Walsh ermutigend. »Die Vernunft wird den Aberglauben besiegen, sobald die Leute einmal zum Nachdenken kommen. Die Zeit heilt Wunden.«

»Wenn ich nur auch so sicher sein könnte«, sagte Mr. Dalton. Dann begannen die Erwachsenen von anderen Dingen zu reden, und nachdem das Abendessen beendet war, brach Kenneth auf, um nach Rocky Beach zurückzufahren. Professor Walsh hatte an der Universität noch einen Vortrag zu halten, und die Daltons wollten sich an diesem Abend mit ihrer Buchhaltung befassen. So gingen die Jungen auf ihr Zimmer. Sobald sie die Tür hinter sich geschlossen hatten, nahmen sich Bob und Peter ihren Freund Justus vor.

»Was hast du nun weiter vor?« fragte Peter.

»War's ein Diamant?« wollte Bob wissen.

Justus grinste. »Ein Diamant war es wirklich, genau wie ich vermutet hatte. Ein dicker Brocken – Industriequalität, also nicht viel wert, aber der Fachmann in Los Angeles war ganz verblüfft, als ich ihm erzählte, wo ich ihn gefunden habe. Er konnte es kaum glauben. Er sagte, er hätte sonst auf einen afrikanischen Stein getippt. Ich ließ den Stein dort, damit er noch genauer untersucht werden kann. Der Mann ruft mich dann hier an, sobald er das Ergebnis hat.«

»Großartig!« rief Peter.

»Habt ihr Kerzen und die Sombreros besorgt?« fragte Justus.

»Aber sicher«, antwortete Peter.

»Und obendrein ein Buch über das Tal der Wehklagen«, fügte Bob hinzu.

Die beiden Jungen berichteten Justus von ihrem Ausflug nach Santa Carla und von dem Wagen, der sie von der Straße abgedrängt hatte.

»Habt ihr euch die Nummer gemerkt?« fragte Justus sofort.

»Glaub mir, Just, dazu war keine Zeit«, erklärte Peter, »aber immerhin ist mir aufgefallen, daß das Nummernschild nicht aus der Gegend stammte – blau und weiß war es.«

»Hm«, überlegte Justus, »wahrscheinlich in Nevada zugelassen. Und ihr meint, der Mann mit dem Narbengesicht sah auf euch runter?«

»Der war sicher zurückgekommen, um uns vollends den Garaus zu machen, aber die anderen Autos haben ihn dann vertrieben«, sagte Peter zornig.

»Vielleicht«, sagte Justus nachdenklich. »Und den Professor habt ihr in der Stadt auch getroffen?«

»Ja, und außerdem den alten Ben und seinen Partner, Waldo«, berichtete Bob.

»Na ja, die Paßhöhe ist nur ein paar Meilen von hier«, erwog Justus. »Irgend jemand von der Ranch oder aus dem Tal hätte gut in ein paar Minuten da rauffahren können, ohne daß die kurze Abwesenheit aufgefallen wäre.«

»Könnte immerhin sein«, bestätigte Bob.

»Trotzdem«, fuhr Justus bedächtig fort, »ein Nummernschild aus Nevada ist schon sehr interessant. Soviel wir wissen, gibt es hier auf der Ranch nur Zulassungsnummern aus Kalifornien.«

»Du meinst, hier treibt sich jemand rum, den wir nicht kennen?« fragte Peter.

»Na klar«, klärte Bob auf. »Der Mann mit der Augenklappe!«

»So sieht es aus«, meinte auch Justus.

»Aber jetzt müssen wir an die Arbeit. Ich werde mir das Buch über das Tal der Wehklagen mal kurz anschauen, und ihr beide geht schon runter und seht nach, ob das Tauchgerät einsatzbereit ist. Wickelt die Sauerstoffbehälter in irgendwas ein, damit sie nicht auffallen, und packt sie dann zusammen mit den Kerzen, den Sombreros und dem Bündel, das ich mitgebracht habe, auf die Fahrräder.«

»Und dein Plan?« fragten Bob und Peter gleichzeitig. »Wie sieht der aus?«

»Das erzähle ich euch unterwegs«, sagte Justus und sah auf seine Uhr. »Jetzt müssen wir uns beeilen, wenn wir noch vor Sonnenuntergang drüben im Tal sein wollen. Heute abend enthüllen wir vielleicht das Geheimnis um das Tal der Wehklagen!«

Eine halbe Stunde später erschien der Erste Detektiv in der Scheune und winkte Bob und Peter mit dem Buch zu.

»Ich glaube, zum Teil habe ich die Lösung schon gefunden«, verkündete Justus. »Hier steht, daß viele der alten Minenschächte im Teufelsberg vor etwa fünfzig Jahren geschlossen wurden. Man hatte niemals Gold oder sonst etwas gefunden, also machten sie die Stollen dicht. Und vor fünfzig Jahren verstummte auch das Klagen und Stöhnen, das man bis dahin gehört hatte!«

»Du meinst, ein solcher Gang sei jetzt wieder geöffnet?« frag-

te Bob. »Und der durchziehende Wind verursacht die Töne?«
»Ja, das meine ich«, bestätigte Justus. »Die Frage ist nur, wie und warum. Seid ihr beide fertig?«

»Fertig, Just«, sagte Peter.

»Gut, dann setzt euch die Sombreros auf, ehe wir zur Scheune hinausfahren«, ordnete Justus an.

Die Jungen setzten die breitrandigen Strohhüte auf, rückten die schweren, in Sackleinen gehüllten Sauerstoffbehälter auf dem Gepäckträger zurecht und bestiegen ihre Räder. Mit der zusätzlichen Last erwies sich das Fahren als nicht ganz einfach, und sie merkten sofort, daß sie sehr achtgeben mußten.

»Autsch!« rief Bob und zuckte vor Schmerz zusammen.

»Dein Knöchel, Bob?« fragte Peter.

»Es ist die schwere Ladung auf dem Rad«, stellte Justus fest.

Bob nickte unglücklich. »Ich glaube, ich schaffe es nicht, Just. Ich werde wohl dableiben müssen.«

Justus bekam seine Denkermiene. »Nein, du bleibst auf keinen Fall zurück, Bob. Vielleicht erweist sich dieses Hindernis sogar als besonderer Vorteil. Unsere Täuschung wird dadurch noch überzeugender.«

»Was für eine Täuschung?« fragte Peter verdutzt.

»Die klassische Kriegslist mit den Lagerfeuern und den Balken, die wie Geschütze aussehen«, erläuterte Justus mit rätselhaften Worten. »Bob, lade dein Tauchgerät ab. Ohne das Gewicht kannst du sicher gut mitfahren.«

Bob versuchte es noch einmal und stellte fest, daß er ohne die zusätzliche Belastung tatsächlich mithalten konnte. Die Jungen fuhren von der Scheune ans Tor. Als sie am Haus vorüberkamen, winkte ihnen Mrs. Dalton von der Veranda aus nach.

»Viel Spaß, ihr drei, und bleibt nicht zu lange weg!« rief sie herüber. »Und seid vorsichtig!«

Sobald sie von der Ranch aus nicht mehr gesehen werden konnten, radelten die Jungen schneller auf das Tal der Weh-

klagen zu. Als sie die Stelle erreicht hatten, wo die Straße an dem Eisentor endete, stiegen sie ab und trugen ihr Gepäck und die Räder ins Dickicht.

»So«, sagte Justus, »und min mein Plan. Wir werden ungesehen in die Höhle eindringen.«

Peter nickte. »Aha! Wir werden das Stöhnen sozusagen überrumpeln.«

»Richtig«, sagte Justus. »Wenn meine Theorie stimmt, dann werden wir freilich gerade jetzt scharf beobachtet!«

»Verflixt«, sagte Bob. »Wie stellen wir's dann an?«

»Wir begeben uns unter Wasser«,klärte Justus seine Freunde auf, »und zwar mit Tauchgerät. Ich weiß genau Bescheid über die Flut. Sie steigt heute abend höher. Ich schätze, daß der Höhleneingang vom Ufer aus zum größten Teil überflutet sein wird.«

»Aber Just«, wandte Bob ein, »wie wollen wir ungesehen ins Wasser kommen, wenn wir jetzt unter Beobachtung stehen?«

Da strahlte Justus triumphierend. »Mittels eines Scheinmanövers. So, wie Soldaten nachts Lagerfeuer anzünden und dann heimlich im Dunkeln abziehen.«

»Aber —« fing Peter an.

»Ich habe nämlich«, fuhr Justus fort, »gestern abend gemerkt, daß man zwar den Weg hier nach rechts vom Gipfel des Teufelsberges gut überblicken kann, aber daß der Weg nach links nicht einsehbar ist. Kommt nur mit. Geht ganz lässig und unbekümmert.«

Die drei Jungen kletterten über die eiserne Schranke und gingen den Bergpfad nach links entlang. Als sie vom Teufelsberg herunter nicht mehr gesehen werden konnten, sagte Justus: »Hier machen wir halt.« Die Jungen setzten das Tauchgerät ab und sahen zu, wie Justus das geheimnisvolle Bündel öffnete.

»Da sind ja nur Klamotten drin!« rief Peter.

»Das gleiche Zeug, wie wir es anhaben!« stellte Bob fest.

»Genau das«, sagte Justus. »Das stopft ihr jetzt mit Zweigen aus und bindet Arme und Beine mit dieser Schnur hier ab.«

Bob und Peter taten wie geheißen, und bald darauf hatten sie zwei Puppen fertig, die Peter und Justus erstaunlich ähnlich sahen.

»Und die Sombreros beschatten die Gesichter!« sagte Peter.

»Sehr richtig«, bestätigte Justus. »Außerdem sieht man die besonders gut vom Berggipfel aus. Wer auch immer da oben ist, er wird überzeugt sein, uns in diesen Gestalten leibhaftig vor sich zu sehen, zumal Bob bei ihnen bleiben und sich ab und zu bewegen wird!«

Rasch setzten die Jungen die Puppen oberhalb des Fußwegs zurecht. Bob hockte sich daneben und tat so, als unterhalte er sich mit ihnen. Aus der Ferne würde es genauso aussehen, als säßen die drei ??? am Rand des Steilhanges und schauten sich die Gegend an.

Im Schutz der überhängenden Felsen schlichen sich Justus und Peter den Pfad hinunter, bis sie auf dem schmalen Sandstreifen m Ufer anlangten. Dort legten sie die Sauerstoffgeräte an.

»Die Brandung ist heute abend nur schwach«, sagte Justus.

»Es dürfte nicht schwierig sein, von hier zum Höhleneingang zu schwimmen.«

Peter nickte. »Unter Wasser braucht man für die Strecke mit den Flossen höchstens fünf Minuten.«

»Stimmt«, sagte Justus. »Ich habe meinen Kompaß bei mir, und nötigenfalls können wir kurz auftauchen. Unser Tarnungsaufbau dürfte dafür sorgen, daß niemand auf die Idee kommt, das Wasser abzusuchen.«

Die Jungen nahmen das Mundstück zum Atemschlauch zwischen die Zähne, schritten rückwärts ins Wasser und tauchten unter die Brandungswellen.

Schatten unter Wasser

Peter folgte Justus schwängelnden Flossen durch das helle, durchsichtige Wasser. Beide Jungen waren erfahrene Taucher und schwammen nur mit den Beinen, ohne unnötigen Bewegungsaufwand. Peter behielt vorsichtig die dunklen Schatten der Felsen im Auge, während Justus sich darauf konzentrierte, mit Hilfe seines ums Handgelenk geschnallten Kompasses die Richtung einzuhalten.

Fische schossen an ihnen vorbei, und ein großer Heilbutt, der zunächst dicht am Boden gar nicht zu sehen gewesen war, erschreckte Peter, als er sich plötzlich von den Felsen löste und majestätisch davonschwamm.

Nach ein paar Minuten hielt Justus inne und wandte sich Peter zu. Er zeigte auf seine Taucheruhr und dann zum Ufer. Peter nickte. Es war Zeit, Kurs auf El Diablos Höhle zu nehmen.

Justus blieb weiterhin vorn. In Ufernähe war das Wasser trüb, und es gab mehr Felsen. Peter schwamm lieber noch etwas näher hinter den vor ihm auf- und niederwedelnden Flossen her. Er kam so dicht heran, daß er mit voller Wucht gegen Just prallte, als der Erste Detektiv plötzlich haltmachte. Peter war ärgerlich, aber der Ärger war sofort verraucht, als er sah, daß Justus mit heftiger Bewegung nach links zeigte. Peter schaute hin.

Ein dunkler Schatten bewegte sich knapp zehn Meter vor ihnen langsam durchs Wasser. Er war langgestreckt wie eine riesige schwarze Zigarre – ein Hai oder sogar ein Raubwal!

Peters Herz klopfte dumpf und wild. Aber den Jungen war gründlich beigebracht worden, was zu tun war, wenn sie einem Hai begegnen sollten. Sofort wandten sie das Gelernte an. Mit möglichst wenig Bewegung – denn das würde den

Hai reizen – ließen sie sich zu Boden sinken. Für den Notfall zückten sie ihre Tauchermesser, und dann begannen sie sich behutsam zu den Schutz bietenden Felsen vorzuarbeiten.

Peter behielt das Gebilde unablässig im Blick. Er kam zu dem Schluß, daß es sich zu gleichmäßig vorwärtsbewegte, zu starr in der Geraden, und daß es für einen Hai zu groß war. Für einen Raubwal hingegen wirkte es zu klein und zu langsam.

Justus berührte Peter an der Schulter und machte das Handzeichen für »Hai«. Peter schüttelte den Kopf, und beide Jungen beobachteten, wie der seltsame Schatten langsam aus ihrem Blickfeld in die offene See hinaus entschwand. Dann schwammen sie landeinwärts, bis sie an der Strömung merkten, daß sie in der Brandung dicht am Steilufer des Teufelsberges waren. Vorsichtig tauchten sie an die Oberfläche und fanden sich nur wenige Meter vor dem Eingang zur Höhle.

»Was war das nun?« fragte Justus, nachdem er sein Mundstück herausgenommen hatte.

»Ich weiß nicht«, erwiderte Peter unbehaglich. »Ich bin fast sicher, daß es kein Hai oder Wal oder sonst ein Fisch war. Vielleicht sollten wir umkehren, Just, und lieber den Sheriff verständigen.«

»Auch wenn hier eine ganze Mannschaft anrückte, würden sie nichts finden«, hielt ihm Justus entgegen. »Was das auch für ein Ding war, es hat sich wieder davongemacht, stimmt's? Bestimmt gibt es eine einfache Erklärung dafür, aber davon abgesehen ist es jetzt verschwunden.«

»Na, weißt du . . .« Peter war noch unschlüssig.

»Wo wir nun schon so weit gekommen sind, wäre es dumm, umzukehren, ohne daß wir uns mit dem Stöhnen näher befaßt haben«, sagte Justus entschlossen. Wenn er einmal auf einer Fährte war, widerstrebte es ihm gründlich, aufzugeben. »Komm weiter, Peter. Ich geh' jetzt in die Höhle. Du hältst das Seil fest, bis ich drinnen bin.«

Justus tauchte unter. Die Sonne war nun fast untergegangen, und in der zunehmenden Dämmerung wartete Peter, das Seil in den Händen. Als er zwei kurze Rucke spürte, setzte er sein Mundstück ein und tauchte in den engen Gang.

Hier war die Brandung nur schwach zu spüren, es gab keine Strömung, und Peters wasserdichte Stablampe, die er am Gürtel trug, erhellte hinreichend die Umgebung. Der Boden des Tunnels stieg schräg nach oben an, und die Wassertiefe nahm ab. Bald stand Peter neben seinem Freund aufrecht in dem weiten Gewölbe. Kaum hatte er seine Flossen abgestreift, als er auch schon den Klagelaut vernahm.

»Huuuuu-uuu!«

Es heulte und stöhnte durch die Höhle!

Justus grinste übers ganze Gesicht. Nun waren sie eingedrungen, und tatsächlich war in der Höhle das Stöhnen noch zu hören.

»Mann, Just«, flüsterte Peter. »Du hattest recht! Hereinkommen sah uns keiner, und prompt stöhnt es hier drin!«

»Es hört sich ganz so an, nicht?« meinte Justus, eine Spur selbstgefällig. »Und es wird jetzt gerade Abend – genau die Zeit, zu der wir auch gestern hierher kamen. Komm mit!«

Flink legten sie das Tauchgerät ab. Justus entflammte ein Streichholz aus seiner wasserdichten Schachtel und zündete zwei Kerzen an.

»Wir tragen die Kerzen zu den Öffnungen aller Gänge, die aus diesem Gewölbe herausführen«, erklärte Justus. »Wenn die Kerzenflamme flackert, bedeutet das, daß ein Luftstrom durch den Gang zieht. Wenn die Flamme still steht, weist das darauf hin, daß der Gang am Ende wahrscheinlich versperrt ist. Das spart uns viel Zeit und unnötiges Suchen.«

Peter nickte. »Eine Glanzidee!«

Rasch untersuchten sie nacheinander die Gänge. Bei einem flackerte die Kerzenflamme ganz leicht. Aber Justus genügte das nicht. Peter ging zum nächsten Tunnel hinüber. Plötzlich

zog es die Flamme seiner Kerze merklich zu der dunklen Öffnung hin.

»Hierher, Just!« rief Peter aufgeregt.

»Psst!« flüsterte Justus. »Wir wissen nicht, ob nicht jemand ganz in der Nähe ist.«

Beide Jungen hielten den Atem an und horchten. Fast eine Minute lang war alles still, und Peter war wütend auf sich selbst, weil er so unbeherrscht losgeschrien hatte. Dann kam das Heulen wieder, schwach, aber deutlich vernehmbar.

»Huuuuu-uuu!«

Es schien geradewegs aus dem Gang zu dringen, der die Flamme angezogen hatte. Justus holte seine Kreide hervor und machte am Eingang des Tunnels ein kleines weißes Fragezeichen. Dann knipsten die Jungen ihre Stablampen an und schritten in den Gang hinein.

Oben am Hang saß Bob mit seinen beiden Strohmännern und beobachtete, wie die Sonne glutrot im Westen versank. Allmählich breitete sich purpurnes Dämmerlicht über das Meer. Bob streckte vorsichtig die Beine aus.

Nach seiner Schätzung hatte er nun über eine halbe Stunde lang dagesessen und Selbstgespräche geführt, und während der ganzen Zeit war er das Gefühl nicht losgeworden, daß er beobachtet wurde. Er wußte, daß er sich das wahrscheinlich nur einbildete, aber dennoch war es eine unheimliche Empfindung.

Um sich abzulenken, begann Bob in dem Buch über das Tal der Wehklagen zu lesen. Er nahm sich den Abschnitt vor, der vom Abdichten der Minenschächte handelte, und von da an las er weiter. Plötzlich setzte er sich bolzengerade auf

»Unglaublich!« flüsterte er laut.

Er war zu einer Stelle über den alten Ben Jackson und seinen Partner, Waldo Turner, gelangt. Im Buch hieß es, daß der alte Ben und sein Freund auf einem Felsenhügel ganz in der Nähe des Teufelsberges hausten und daß sie selbst einen

Stollen in den Berg gegraben hatten. Auch dieser war mit den anderen geschlossen worden, aber Ben und Waldo wollten um keinen Preis weggehen. Sie behaupteten beharrlich, sie seien Prospektoren und würden weiterhin nach Gold- und Diamantenvorkommen forschen!

Bob runzelte die Stirn. Bestimmt war Justus in seinem Tatendrang mit Lesen nicht so weit gekommen. Hätte Justus gelesen, daß der alte Ben glaubte, es gäbe im Teufelsberg Diamanten, so hätte er das erwähnt.

Im sinkenden Abend wurde es Bob plötzlich unbehaglich zumute. Justus nahm an, die Töne würden vielleicht dadurch verursacht, daß einer jener alten Schächte wieder offen sei. Der alte Ben und sein Partner hatten ja tatsächlich selbst einen Stollen gegraben, und vermutlich kannten sie sich in El Diablos Höhle besser aus als alle anderen, nachdem sie so viele Jahre in unmittelbarer Nachbarschaft gelebt hatten. Für sie wäre es ein Leichtes, einen Schacht wieder zu öffnen.

Dann fiel Bob noch etwas anderes ein. Er erinnerte sich daran, wie der alte Ben sie am vorangegangenen Abend überrumpelt hatte. Da waren sie in einer innenliegenden Kammer gewesen, und doch hatte der alte Mann behauptet, er sei außen vorübergegangen und hätte sie gehört! Bob wurde plötzlich klar, daß dies gar nicht möglich sein konnte. Dafür war die Entfernung zu groß. Der alte Ben mußte ebenfalls im Innern der Höhle gewesen sein, als er sie hörte. Und das bedeutete, daß er sie belogen hatte.

In großer Besorgnis schlug sich Bob in die Büsche und bastelte in Eile eine dritte Puppe aus Hemd, Hose und Hut zusammen, wie sie schon ursprünglich als sein Stellvertreter vorgesehen gewesen war. Vorsichtig schob er den dritten Mann zu den beiden anderen hin. Im schwachen Zwielficht mußten die drei Figuren jeden Beobachter davon überzeugen, daß die Jungen noch immer dort beisammen saßen.

Dann kroch Bob durchs niedrige Buschwerk, bis er sich ohne

Bedenken aufzurichten und normal zu gehen wagte. Er hielt aber ausreichenden Abstand zur Straße ein, denn er wollte nicht gesehen werden. Er hatte das Gefühl, daß er unbedingt umkehren und den Daltons berichten mußte, was Peter und Justus in der Höhle vorhatten. Wenn der alte Ben wirklich eine Diamantenmine entdeckt hatte, konnten seine beiden Freunde in große Gefahr geraten!

Bob lief durch die Dunkelheit, so schnell er es mit seinem verletzten Bein auf dem unebenen Gelände schaffte. Er war noch nicht weit gekommen, als er in der Finsternis ein gedämpftes Geräusch hörte. Es war ein Auto, das langsam die ungeteerte Straße entlangfuhr – ohne Licht! Kaum fünfzig Meter vor der Stelle, wo Bob kauerte, hielt der Wagen an.

Eine schattenhafte Gestalt stieg aus und ging mit schnellem Schritt auf den Teufelsberg zu. Sie war ganz schwarz gekleidet und im Finstern kaum von der Umgebung zu unterscheiden. Gleich darauf war sie verschwunden.

Bob schlich zu dem abgestellten Wagen hin. Er hatte ein Nummernschild des Staates Nevada.

Tief drinnen im Teufelsberg gingen Peter und Justus weiter dem Klagen und Stöhnen nach.

Nach dem ersten langen Gang waren sie nochmals in eine Gewölbekammer gelangt und hatten mit Hilfe der Kerzen von neuem einen weiterführenden Gang ausfindig gemacht. In der dritten Höhle, die kleiner als die vorigen war, hatten sie schließlich drei Gänge mit Luftdurchzug entdeckt. Sie beschlossen aber, sich diesmal nicht zu trennen, und erforschten jeden Gang gemeinsam.

Der erste führte ein gutes Stück weit geradeaus und machte dann unversehens eine scharfe Biegung.

»Da geht es ja zum Meer zurück, Just«, stellte Peter fest.

Justus runzelte die Stirn. »Na, da wollen wir gerade nicht hin. Ich bin sicher, daß das Stöhnen mehr von der Talseite her

kommt.« Er schaute auf seinen Kompaß. »Wir sollten uns nach Osten oder Nordosten halten, meine ich.«

»Und der Gang hier führt nach Südwesten.«

Die Jungen machten kehrt und versuchten es mit dem zweiten Gang. Doch auch dieser bog bald nach Südwesten ab. Also gingen sie wieder zur Höhle zurück. Peter wurde schon ungeduldig.

»Zum Kuckuck, Just, hier könnten wir noch ewig im Kreis herumtappen!«

»Ja, aber jetzt sind wir bestimmt auf der richtigen Spur. Nach Osten zu wird das Stöhnen jedesmal lauter.«

Zögernd folgte Peter ihm in den dritten Gang. Der Luftzug war stark, und es stöhnte hier viel lauter als vorher. Dieser Tunnel führte geradewegs nach Osten! Justus schritt aus, so rasch es im Licht der Stablampen vertretbar war. Plötzlich blieben beide Jungen wie angewurzelt stehen.

In der Felswand zur Linken gähnte ein tiefes Loch – die Abzweigung eines Seitengangs.

»Na sowas«, sagte Peter. »Eine Abzweigung haben wir bisher nicht gesehen.«

Justus leuchtete mit seiner Lampe hinein. »Ja, und sie ist künstlich angelegt – ein alter Minenschacht, den sie an diesem Ende nicht dichtgemacht haben. Schau mal, Peter!«

Justs Kerzenflamme neigte sich fast waagrecht.

»Was bedeutet das, Just?«

»Es bedeutet«, flüsterte Justus erregt, »daß irgendwo da hinten eine dritte Öffnung ins Freie sein muß! Wahrscheinlich einer der früheren Eingänge zur Mine, der heimlich wieder freigeschaufelt wurde!«

»Aber warum hat ihn dann der Sheriff nicht entdeckt? Oder Mr. Dalton?«

»Das ist mir auch nicht klar, Peter«, gab Justus zu, »aber –« Seine Augen weiteten sich, und er lauschte. Dann hörte Peter es auch – schwache Geräusche, als ob gegraben würde.

»Komm mit«, flüsterte Justus und drang in den neu entdeckten Gang vor.

Als Peter ihm folgen wollte, nahm er hinter sich Schritte wahr.

»Just –«, brachte er mit schwacher Stimme hervor.

Dicht hinter ihnen stand ein kleiner, magerer Mann mit brennenden dunklen Augen und herrischer Miene – dem Gesicht nach knapp erwachsen. Er trug einen schwarzen Sombrero, eine kurze schwarze Jacke, ein schwarzes Hemd mit hohem Kragen und enge schwarze Hosen, deren weitgeschnittene Beine über blanke schwarze Stiefel fielen.

Es war der junge Mann von dem Bild, das ihnen Professor Walsh auf der Ranch gezeigt hatte. El Diablo!

Und in der linken Hand hielt er eine Pistole.



*El Diablo, und tatsächlich Linkshänder –
Beweis für die Hypothese des Historikers
Walsh!*

*Aber konserviert Höhlenluft wirklich jugend-
frische Gesichtszüge?*

Gefangen!

Peter stieß einen entsetzten Schrei aus.

El Diablo richtete seine Waffe auf Peter und durchschnitt mit der andern Hand die Luft.

»Er will, daß wir still sind«, sagte Justus mit unsicherer Stimme. El Diablo nickte. Sein jugenhaftes Gesicht zeigte keinerlei Regung. Er bedeutete den Jungen mit der Pistole, in der Richtung, aus der sie gekommen waren, vor ihm her zu gehen – weg von dem grabenden Geräusch.

Widerstrebend gehorchten die beiden Jungen. Sie gingen den dunklen Gang wieder zurück, bis sie zur nächsten Kammer kamen, wo El Diablo sie nach rechts dirigierte.

Es war ein langer Marsch durch Gänge und Gewölbe. Obwohl Peter an seiner Uhr feststellte, daß sie noch keine fünf Minuten gegangen waren, erschien es ihm eher wie fünf Stunden – immer im Trab hinter Justus her. El Diablo mit seiner Pistole hielt sich dicht auf ihren Fersen.

»Halt!«

Der scharfe Befehl kam unerwartet, gerade als Peter und Justus in ein weiteres Gewölbe hinaustraten. Es war das erste Wort, das El Diablo bisher gesprochen hatte, und es klang gepreßt und dumpf.

Die Jungen blieben stehen. Der Höhlenraum war kleiner als die meisten, die sie bisher durchquert hatten, und er war von unheimlich modriger Luft erfüllt.

»Da hinein!« befahl El Diablo in seiner verhangenen Stimme.

Der Bandit wies auf eine ganz enge Öffnung in der Höhlenwand. Justus und Peter sahen sich ergrimmt an, aber es blieb ihnen nichts anderes übrig. Sie schritten in den engen Tunnel, El Diablo dicht hinter ihnen. Sie waren erst etwa zehn

Schritte weit gekommen, als sie vor einem Steinhaufen standen, der den Gang völlig abspernte. Eine Sackgasse! Verzweifelt wandten sich Peter und Justus um.

El Diablos Gesicht war starr wie das einer steinernen Statue. Mit einer Bewegung seiner Pistole wies er die Jungen an, sich an der Wand zur Linken aufzustellen. Dann beugte er sich rasch vor und rollte einen großen Stein von dem Haufen zur Seite.

»Los!« gebot die gepreßte Stimme.

Die Jungen schritten zu dem Loch vor, das sich in der Barrikade geöffnet hatte, und Peter spähte hinein. Er blickte in schwarze Leere. Ehe er mit der Stablampe hineinleuchten konnte, spürte er einen heftigen Stoß und stolperte haltsuchend in das dunkle Loch.

Er landete unsanft auf Steinboden. Er bekam einen Schlag gegen die Rippen, und dann hörte er, wie der Stein wieder an seinen Platz gerollt wurde. Peter lag in völliger Finsternis hinter der Mauer aus Felsbrocken.

»Peter?« drang Justus Stimme zu ihm.

»Hier bin ich«, antwortete Peter, »aber lieber wäre ich woanders.«

»Ich hab' Angst, daß er uns eingemauert hat«, flüsterte Justus im Dunkeln.

»Ich hab' ganz einfach Angst«, sagte Peter.

Am Rand des Tals der Wehklagen entlang hastete Bob auf die Mendoza-Ranch zu. Hinter sich hörte er wie einen unheimlichen Ansporn immer wieder die heulenden Töne.

»Huuuuu-uuu!«

Bob erkannte daran, daß Justus Plan geglückt war. Peter und Justus mußten inzwischen in El Diablos Höhle sein, und doch hatte das Stöhnen nicht aufgehört. Nach der Lektüre des Buches fühlte sich Bob allerdings beim Gedanken an Justus Vorhaben recht unbehaglich. Wenn ihn seine Ahnung nicht trog

– wenn also der alte Ben und sein Partner etwas mit der Erscheinung zu tun hatten –, dann waren Peter und Justus möglicherweise in Gefahr.

Und dann gab es da noch den Autofahrer mit dem Nummernschild aus Nevada. Wer war er? Bob hatte nur eine dunkle Gestalt auf den Teufelsberg zugehen sehen. Er hatte eine Zeitlang beim Wagen gewartet, aber der Mann war nicht zurückgekommen. Bob war schließlich zu der Einsicht gelangt, daß die Ereignisse den drei ??? über den Kopf zu wachsen drohten.

Er hastete weiter auf seinem Weg zur Ranch. Sobald das Tal hinter ihm lag, beschloß Bob, sich auf die Straße zu wagen, wo er schneller laufen konnte. Das Stöhnen verklang schließlich in der Ferne. Dann hörte er ein neues Geräusch hinter sich. Ein schneller Wagen kam die enge unbefestigte Straße entlanggefahren. Gerade noch rechtzeitig machte Bob einen Satz ins schützende Gebüsch am Straßenrand.

Als der Wagen vorüberbrauste, konnte Bob das Gesicht des übers Lenkrad gebeugten Mannes zwar nicht erkennen, aber er sah, daß dieser einen schwarzen Sombrero trug. Und außerdem bemerkte er, daß es wieder der Wagen mit der Nevada-Nummer war!

Erschrocken lief Bob wieder auf die Straße. Der Wagen aus Nevada hatte es sehr eilig gehabt. Was war im Innern des Teufelsberges geschehen? Mit sinkendem Mut begann Bob so schnell zu traben, wie es ihm sein Knöchel erlaubte. Er mußte unbedingt bald das Ranchhaus erreichen. Vielleicht hatte sich selbst Justus diesmal zu viel zugemutet.

»Hoppla!«

Bob war blindlings mit einem Mann zusammengeprallt, der urplötzlich auf der Straße aufgetaucht war. Starke Hände packten ihn an den Schultern. Vor sich sah Bob das lange, narbige Gesicht des Mannes mit der Augenklappe.

Justus und Peter kauerten hinter der Felsmauer in der Fin-

sternis. Von Zeit zu Zeit konnten sie aus der Höhle noch immer das Stöhnen hören, jetzt schwach und wie aus großer Entfernung.

»Kannst du irgendwas sehen?« flüsterte Peter.

»Nicht die Spur. Wir sind von allen Seiten eingemauert und – Mann, wir sind ja verrückt!« Plötzlich begann Justus zu lachen.

»Na hör mal, Just, was gibst` s da zu lachen?« flüsterte Peter.

»Wir trauen uns nur zu flüstern«, sagte Justus, »und hocken da im Dunkeln, und dabei kann uns keiner hören, und wir haben unsere Stablampen!«

Die Jungen knipsten ihre Lampen an und grinsten sich verlegen an. Dann beleuchtete Peter die Mauer aus Felsblöcken.

»Mag ja sein, daß uns niemand hört, und Licht haben wir auch, aber wie kommen wir hier raus?« fragte Peter.

Wie üblich, ließ sich Justus nicht so schnell entmutigen. »Erst probieren wir, ob wir den großen Klotz wieder wegwälzen können. El Diablo sah nicht gerade athletisch aus, aber den Stein hat er ohne Mühe zur Seite gerückt.«

Zuerst versuchte Peter, den Stein von der Stelle zu bewegen. Er gab keinen Zoll nach. Dann half Justus mit, und gemeinsam drückten die Jungen mit aller Kraft. Der Brocken wich noch immer nicht. Keuchend gaben sie es schließlich auf.

»Er muß draußen einen Keil eingezwängt haben«, meinte Justus.

»Je mehr wir drücken, um so fester keilen wir den Klotz ein. Er hat uns regelrecht eingesperrt.«

»Schöne Bescherung«, sagte Peter. »Was meinst du, Just – sollte das wirklich El Diablo gewesen sein? Der Professor sagte ja, er könnte jetzt noch am Leben sein.«

»El Diablo ist vielleicht noch am Leben«, sagte Justus, »aber ganz so würde er doch nicht mehr aussehen. Bedenke, daß El Diablo heute fast hundert Jahre alt wäre. Der Mann, der uns hier festhält, sah aus wie El Diablo zu seiner Zeit, um 1895!«

»Ja, das da habe ich mir auch überlegt.«

»Und außerdem«, fuhr Justus fort, »ist dir wohl auch aufgefallen, daß er überhaupt keine Miene verzog. Er hatte gar keinen lebendigen Gesichtsausdruck, findest du nicht?«

»Ja, ich hab's gemerkt, aber —«

»Für mich steht fest, daß unser Gegner eine Maske trug, Peter!« trumpfte Justus auf. »So eine hautfarbene Gummimaske, die man übers ganze Gesicht zieht. Außerdem hat er ja kaum gesprochen. Ich glaube, er wollte vermeiden, daß wir ihn an der Stimme erkennen.«

»An der ist mir nichts aufgefallen. Dir, Just?«

»Nein«, gab Justus zu, »aber eines ist mir auf alle Fälle klar. Er wollte uns nichts ernstlich Böses zufügen, sonst hätte er uns nicht bloß hier eingesperrt.«

»Bloß hier eingesperrt?« beehrte Peter auf. »Reicht dir das etwa nicht?«

»Er hätte noch ganz was anderes mit uns anstellen können«, bemerkte Justus spitz. »Hier drin findet man uns früher oder später, sobald unser Verschwinden bemerkt wird, und das weiß er. Luft gibt es genug. Er wollte uns lediglich eine Zeitlang aus dem Weg haben, vermutlich nur heute abend. Das bedeutet aber, daß wir schnellstens einen Ausweg aus diesem Gefängnis finden müssen.«

»Meinst du denn nicht, daß das jetzt zu riskant ist, Just? Sollten wir nicht einfach warten, bis wir gefunden werden?« fragte Peter.

»Mir ist eines klar: daß das Rätsel heute abend gelöst werden muß«, sagte Justus eigensinnig. »Wenn wir warten, wird es zu spät sein. Da wir nicht dort hinauskönnen, wo wir hereingekommen sind, müssen wir sehen, ob wir nicht in der anderen Richtung einen Ausgang finden. Komm mit.«

Peter folgte Justus den engen Gang entlang. Er führte immer geradeaus, scheinbar meilenweit, ohne daß weitere Seitengänge abzweigten. Dann blieben die Jungen plötzlich stehen

und starrten sich entsetzt an. Vor ihnen türmten sich wieder Steine und Geröll auf Auch an diesem Ende war der Gang blockiert!

»Just, sieh dir das an!« rief Peter. »Was bleibt uns jetzt noch übrig?«

»Ich hätte nicht erwartet, daß wir von beiden Seiten völlig abgeriegelt sind«, sagte der Erste Detektiv, und zum ersten Mal malte sich Besorgnis auf seinem runden Gesicht. »Das paßt überhaupt nicht in meine Überlegungen.«

»Vielleicht hat El Diablo eben ganz andere Überlegungen angestellt«, bemerkte Peter dazu.

Justus beugte sich vor und untersuchte die herabgestürzten Steine. Wie schon an den anderen Stellen mußte es schon vor längerer Zeit passiert sein. Justus ging näher heran. Plötzlich wurde er ganz aufgeregt.

»Du, Peter, der große Brocken hier ist von der Stelle bewegt worden!«

Peter bückte sich und schaute hin. Die Spuren am Boden ließen keinen Zweifel daran, daß der große Felsklotz erst vor kurzem weggerückt worden war.

Mit vereinten Kräften mühten sich die Jungen an dem Stein ab. Er schwankte sacht, löste sich aber nicht von der Stelle. Justus richtete sich auf und blickte sich um.

»Ich glaube, unser Freund benutzte diesen Gang, um ungesehen die Höhle zu betreten und zu verlassen. Wenn wir beide den Klotz nicht vom Fleck kriegen, muß es noch einen anderen Weg geben . . . Aha! Da, die lange Eisenstange an der Wand!«

Peter begriff sofort. Ein Hebel! Er packte die lange Stange und stemmte sie zwischen den Stein und die Felswand. Beide Jungen drückten sie mit ihrem ganzen Gewicht nieder, und der große Stein rollte zur Seite.

Vor ihnen gähnte ein dunkler Schacht. Justus leuchtete mit seiner Lampe hinein.

»Da ist wieder eine große Höhle«, berichtete er.
Peter ließ die Stange fallen, und beide drängten sich durch die
Öffnung. Dann beleuchteten sie die Umgebung.
Peter holte hörbar Luft.
Justus starrte stumm hin.
Sie standen in einem Gewölbe von riesigen Ausmaßen. In der
Mitte lag eine große schwarze Wasserfläche.

Das geheimnisvolle Wasserloch

Der Teich glitzerte im Schein ihrer Lampen.

Peter schluckte krampfhaft. »Das Wasserloch«, sagte er gepreßt, »wo das Ungeheuer haust.«

»Also gibt es doch einen Teich«, sagte Justus. »Er muß vor langer Zeit durch Steinschlag abgeriegelt worden sein, aber die Indianer wußten, daß er irgendwo in den Höhlen liegt.«

»Und jetzt wissen wir es auch, aber ich könnte darauf verzichten«, meinte Peter kleinlaut. »Los, machen wir, daß wir hier wegkommen!«

»Nur weil es das Wasser tatsächlich hier gibt, bedeutet das nicht, daß auch dieses Urwesen leibhaftig existiert.«

»Aber das Gegenteil beweist es auch nicht«, entgegnete Peter. »Vielleicht war auch das Wesen lange Zeit hier eingesperrt. Vielleicht ist es wütend und hungrig und hat nur auf zwei neugierige Jungen gewartet.«

Justus blickte sich in dem dunklen Gewölbe um. Schatten an den Wänden ließen erkennen, daß weitere Gänge aus der großen Kammer hinausführten.

»Am besten suchen wir mal einen Ausgang«, entschied Justus. »Steck deine Kerze an, dann untersuchen wir damit die Öffnungen.«

»Das gefällt mir schon besser«, sagte Peter.

Er entzündete seine Kerze und folgte Justus. Sie prüften ergebnislos zwei Gänge. Peter wollte weitergehen, aber Justus blieb stehen.

»Peter«, flüsterte er.

Peter folgte Justus Blick. Erst konnte er nichts sehen.

»Dort, an der Wand«, zischte Justus. »Da ist . . . da ist . . .«

Nun sah Peter es auch. In der dunklen Nische gleich hinter dem Einlaß zum zweiten Gang saß jemand mit dem Rücken

zur Felswand, die Beine nach vorn gestreckt. Es war ein kleiner Mann, ganz schwarz gekleidet, mit einem Sombrero auf dem Kopf und schwarzen Stiefeln an den Füßen. In der rechten Hand hielt der Mann eine altertümliche Pistole, und er grinste den Jungen seltsam starr entgegen.

Nur war sein Gesicht, das sie da anblickte, gar kein Gesicht – es war ein Totenschädel! Und die Hand mit der Pistole war keine Hand, sondern nur Knochen – ein Gerippe!

Peter stieß einen Schrei aus, und beide Jungen machten kehrt und liefen davon. Sie kamen wieder an den Tunnel, der sie zu diesem Gewölbe geführt hatte, und strebten gleichzeitig durch die Öffnung. Und schon purzelten sie übereinander hin. »Wo laufen wir eigentlich hin, Just?« murmelte Peter, als er hilflos dalag. »Da führt doch kein Weg raus!«

»Du hast recht«, erwiderte Justus. »Wir konnten wohl nicht mehr klar denken.«

»Ich kam überhaupt nicht mehr zum Denken«, sagte Peter beklommen. »Geh jetzt mal lieber von mir runter.«

»Will ich ja, aber du hältst mein Bein fest«, sagte Justus.

Die beiden suchten ihre Glieder zusammen und saßen dann auf dem kalten Höhlenboden. Der Schrecken saß ihnen noch in den Knochen, aber Peter grinste schon wieder.

»Junge, wir sind vielleicht zwei furchtlose Detektive!«

Justus nickte ernsthaft. »Wir waren in Panik geraten. Unter solchen Umständen eine ziemlich normale Reaktion, glaube ich. Die sich häufenden Gefahrenmomente führten zu einem Anstieg der Nervenanspannung, welche uns jeglicher verstandesmäßigen Verarbeitung beraubte. Ein Skelett ist wohl die relativ harmloseste Bedrohung, der wir uns gegenübersehen konnten. Doch eben dadurch kam es bei uns letztlich zum Ausbruch der Panik.«

Peter stöhnte. »Zu schade, daß Bob nicht hier ist und mir übersetzen kann, was du da gesagt hast.«

»Dann könnte er dir klarmachen, daß ich meinte, wir waren

durch die Ereignisse so überdreht, daß wir einfach durchdrehten«, erwiderte Justus.

»Das hättest du ja gleich sagen können.«

»Gewiß, aber es gibt nicht ganz genau den Befund wieder, den ich ausdrücken wollte. Allerdings sollte uns das jetzt kein Kopfzerbrechen bereiten. Ich möchte dieses Skelett untersuchen.«

»Genau wie ich befürchtet hatte.« Peter folgte Justus mit einigem Widerstreben zu der Stelle, wo das Gerippe sie unter dem Sombrero hervor anzugrinsen schien. Behutsam streckte Justus die Hand aus und berührte den Hut. Er zerbröckelte.

»Hu!« rief Peter und faßte an die schwarze Jacke. Auch hier löste sich der Stoff in brüchigen Fetzen von den Knochen. Als Peter seine Hand zurückzog, streifte er die Fingerknochen, zwischen denen die Pistole steckte. Es knackte, und die Pistole fiel klappernd und mit unheimlichem Widerhall zu Boden. Peter machte einen Satz rückwärts, aber Justus beugte sich näher über das Skelett.

»Es ist ganz alt, Peter«, stellte Justus fest. »Und die Pistole ist auch ein uralter Typ . . . Ich möchte meinen, daß es da kaum noch Zweifel gibt.«

»Kaum noch Zweifel – woran denn?«

»Daß dieses Skelett El Diablo ist – der echte El Diablo!« Justus Worte widerhallten von dem hohen Gewölbe wie eine Geisterstimme aus der Vergangenheit.

»Der echte El Diablo?« wiederholte Peter. »Du meinst, er war die ganze Zeit hier drin, und keiner hat ihn je entdeckt?«

Justus nickte. »Es würde mich nicht wundern, wenn er noch in derselben Nacht, als er in die Höhle kam, gestorben wäre. Seine Verwundung war wohl schwerer, als man allgemein annahm. Freilich starben die Leute damals oft an Wunden, die wir heute längst nicht als lebensgefährlich bezeichnen würden. Die ärztliche Kunst hat inzwischen große Fortschritte gemacht.«

»Aber wie kommst du darauf, daß er noch in der gleichen Nacht gestorben ist?« fragte Peter verblüfft. »Ich meine, er kann sich doch auch jahrelang hier versteckt gehalten haben, ehe er starb.«

Justus schüttelte den Kopf »Nein, das glaube ich nicht. Zunächst wird auch dir auffallen, daß in der Umgebung des Skeletts keine Nahrungsreste zu finden sind. Er könnte Wasser aus dem Teich getrunken haben, obwohl ich eher annehme, daß das Salzwasser ist. Nun, auch wenn er irgendwie zu Wasser kam, müßte man Überbleibsel von Eßbarem finden: Knochen, Obstkerne, irgendwas.«

»Vielleicht hat er woanders getrunken und gegessen«, meinte Peter.

»Könnte sein, aber woran ist er dann gestorben? Wenn er wieder bei Kräften war und angegriffen wurde, müßte man Anzeichen eines Kampfes finden, und vielleicht ein oder zwei andere Gerippe. Im übrigen wäre es als historische Tatsache bekannt, wenn jemand El Diablo in der Höhle entdeckt und getötet hätte. Oder meinst du nicht?«

»Tja, da hast du wohl recht«, bestätigte Peter.

»Außerdem«, fuhr Justus fort, »schau dir mal die Haltung des Skeletts an. Er starb hier mit dem Rücken zur Wand – bereit zum Kampf, falls ein Feind auftauchen sollte. Aber ich glaube nicht, daß es überhaupt noch so weit kam. Sieh dir mal die Pistole an.«

Peter hob die Waffe auf »Sie ist voll geladen, Just. Kein Schuß wurde abgefeuert.«

»So hatte ich es mir vorgestellt«, sagte Justus triumphierend. »Sein Versteck wurde niemals entdeckt, und er starb hier einsam an den Folgen seiner Verwundung, genau wie es die Legende überliefert. Alles fügt sich in diese Schlußfolgerung ein. El Diablo kannte sich in der Höhle besser aus als irgend-ein anderer.«

»Vielleicht wäre es besser für ihn gewesen, wenn er nicht so

gut Bescheid gewußt hätte«, sagte Peter. »Wenn man ihn nämlich gefunden hätte, hätten seine Wunden versorgt werden können.«

»Vielleicht, aber vergiß nicht, daß er ohnehin zum Tod durch Erhängen verurteilt war. Ich kann mir vorstellen, daß er lieber hier in der Höhle sterben als von neuem gefangengenommen werden wollte. Er mag sogar vorausgeahnt haben, daß ihn die Legende verklären würde, wenn man ihn nicht fand, und daß er auf diese Weise seinen Anhängern helfen könnte.«

»Na, die Legende ließ nicht auf sich warten«, meinte Peter.

Justus nickte. »Und sie hat sich so ausgewachsen, daß jemand mit ihrer Hilfe uns nun Angst einjagen will – uns und jedem anderen, der in die Höhle eindringt. Fragt sich nur, warum!«

»Vielleicht will jemand Mr. und Mrs. Dalton von ihrer Ranch vertreiben«, brachte Peter vor.

»Das ist möglich«, gab Justus zu, »aber ich glaube es nicht. Ich bin der Ansicht, daß jemand die Leute von der Höhle verscheuchen will. Bedenke: Die Daltons sind seit längerer Zeit hier, aber das Stöhnen hat erst vor einem Monat wieder angefangen.«

»Ja, aber wenn jemand die Leute verjagen will, wie kommt es dann, daß das falsche El-Diablo-Gespenst erst heute aufgetaucht ist? Warum erschien es nicht schon, als der Sheriff und Mr. Dalton in der Höhle nachforschten?«

»Das weiß ich auch noch nicht«, bekannte Justus. »Aber bis heute abend verstummten die Töne immer dann, wenn jemand die Höhle betrat. Heute ist es uns gelungen, ungesehen einzudringen, das Stöhnen ging weiter, und der verkleidete El Diablo tauchte auf! Daraus ziehe ich den Schluß, daß wir El Diablo heute abend begegnet sind, eben weil das Stöhnen nicht aufgehört hatte!«

»Jetzt begreif ich überhaupt nichts mehr«, erhob Peter Einspruch. »Was soll das Ganze bedeuten?«

Doch selbst Justus wußte sich keinen Rat mehr. »Ich weiß auch nicht, Peter. Nur eines weiß ich: Bei dem Geheimnis um das Tal der Wehklagen geht es um mehr als um eine natürliche Ursache für die unheimlichen Laute. Wir müssen herausfinden, was diese Grabungen bedeuten, die wir heute belauscht haben.«

»O je, das hatte ich ganz vergessen. Glaubst du wirklich, daß in der Höhle eine Diamantenmine ist?«

»Ich glaube, daß hier jemand versucht, etwas zu verheimlichen«, erklärte Justus. »Gestern abend fand ich einen Diamanten. Heute abend hörten wir jemanden beim Graben. Daraus läßt sich logisch folgern, daß es irgendwie um ein Diamantenvorkommen geht.«

»Vielleicht sollten wir Mr. Dalton berichten, was wir wissen, Just«, meinte Peter unbehaglich.

Justus zog die Brauen zusammen. Der Erste Detektiv verabscheute es zutiefst, zugeben zu müssen, daß eine Situation den drei ??? über den Kopf zu wachsen drohte, aber sogar er mußte sich eingestehen, daß es schon Fälle gegeben hatte, mit denen die drei Jungen nicht mehr allein fertig wurden.

»Ich schätze, du hast recht«, sagte Justus widerstrebend.

»Nimm El Diablos Pistole mit, und dann versuchen wir, einen Tunnel zu finden, der uns ins Freie bringt.«



Apropos Pistole – ist euch an der Entdeckung der Jungen in der Höhle eigentlich nichts aufgefallen? Lest doch noch mal die genaue Beschreibung El Diablos . . .

Peter zündete seine Kerze an, und die Jungen wandten sich dem nächsten Gang zu, um ihn auf Luftdurchzug zu untersuchen.

Plötzlich kräuselte sich der Spiegel des Teichs, der bisher so still und dunkel dagelegen hatte. Dann folgte lautes Platschen und Schnauben. Die Jungen standen regungslos, die Stablampen auf die Geräuschquelle gerichtet.

Eine schwarze, glänzende Gestalt durchbrach die Oberfläche des düsteren Wasserlochs. Von der blanken Haut, in der sich das Licht spiegelte, rann das Wasser herab, als sich das Wesen aus dem Teich erhob.

Justus und Peter, vor Entsetzen wie gelähmt, sahen das blanke schwarze Wesen ans Ufer kriechen.

Das blanke schwarze Wesen

»Was treibt denn ihr Bengels hier?« fragte die Gestalt.

Da wurde den Jungen schlagartig klar, was sie vor sich hatten. Es war ein Mann im schwarzen Taucheranzug, mit Schwimmlappen, einem schwarz gestrichenen Sauerstoffgerät mit zwei Flaschen und einer schwarzen Gummimaske, die sein Gesicht ganz bedeckte.

»Mann!« brach es erleichtert aus Peter hervor.

Justus gewann augenblicklich die Fassung zurück. Er richtete sich zu voller Größe auf, und sein rundes Gesicht wirkte plötzlich viel älter. Das war ein oft erprobter Trick, den er im Umgang mit Erwachsenen anwandte, und gewöhnlich funktionierte er ebenso gut wie seine sonstigen Kunstgriffe.

»Und was führt Sie hierher, mein Herr?« fragte er mit seiner tiefsten Stimme. »Wir sind mit Erlaubnis des Ranchbesitzers hier. Sie sind offenbar über einen geheimen Zugang vom Meer hier hereingekommen. Das ist unbefugtes Eindringen, würde ich sagen!«

Der Taucher hob die Arme und nahm seine Gummimaske ab. Er war ein netter blonder Mann und grinste Justus freundlich an. Er hakte das Sauerstoffgerät los und legte es auf dem Boden ab.

»Na, mein Junge, das klingt ja beinahe so imposant wie bei unserem Admiral«, sagte er. »Ich will gar nicht wissen, ob ihr mit oder ohne Erlaubnis hier seid. Ich wundere mich nur darüber, was zwei Jungen so spät abends hier in El Diablos Höhle treiben.«

»Ihr Admiral?« Einen Augenblick lang sah Justus verdutzt drein. »Ach so! Sie sind ein Froschmann, nicht? Ein Marine-Froschmann im Manöver, von diesen Schiffen da draußen vor den Inseln.«

Der Froschmann nahm das sehr ernst auf »Ja, genau das bin ich. Wir sind hier in streng geheimer Mission, und ich muß euch beide darauf vereidigen, daß ihr Stillschweigen bewahrt. Habt ihr im Wasser irgend etwas gesehen, das euch ungewöhnlich erschienen ist?«

»Nein«, sagte Peter.

»Nichts, Sir«, versicherte Justus. Dann fiel es ihm plötzlich ein, und er schnalzte mit den Fingern. »Außer diesem Ding da!«

»Was für ein Ding?« fragte der Froschmann.

Jetzt erinnerte sich auch Peter. »Das lange schwarze Ding, das im Meer an uns vorbeizog!«

»Das war ein U-Boot, Peter!« rief Justus voll Eifer. »Ein kleines U-Boot. Deshalb wirkte es so starr und bewegte sich so geradlinig. Warum haben wir die Maschinen nicht gehört? Geräusche pflanzen sich doch unter Wasser sehr weit fort.«

Das Gesicht des Froschmannes verdüsterte sich. »Das macht die Lage ernst, Jungen. Das U-Boot, das ihr da gesehen habt, ist top-secret – insbesondere der geräuschlose Antrieb. Da werde ich euch wohl leider nicht so schnell auf freien Fuß setzen können.«

»Ja, aber wieso –?«

»Ein U-Boot, das sich so lautlos bewegt, daß es mit dem Unterwasser-Sonar nicht entdeckt werden kann, ist etwas ungeheuer Wichtiges, Peter«, sagte Justus gemessen. »Trotzdem glaube ich, wir können Ihnen klarmachen, daß Sie keinen Grund haben, uns hier festzuhalten, Mister . . .«

»Commander Crane«, sagte der Froschmann. »Commander Paul Crane. Und es tut mir leid, aber ich werde euch doch festhalten müssen – mindestens so lange, bis der Admiral euch vernehmen kann.«

Justus nickte verständnisvoll und versuchte würdig auszusehen, was freilich nicht einfach war, wenn man bloß Badehose und Tauchgürtel trug.

»Wir sind Justus Jonas und Peter Shaw«, sagte der Erste Detektiv und griff in einen der wasserdichten Behälter, die er am Gürtel hängen hatte. »Ich glaube, diese Referenzen zeugen von unserer absoluten Vertrauenswürdigkeit.«

Justus überreichte Commander Crane die Geschäftskarte der drei ??? und den Sonderausweis, den ihnen Hauptkommissar Reynolds in Rocky Beach ausgestellt hatte. Crane sah sich die Karten genau an.

»Es hat sich so gefügt, daß wir gerade jetzt einen wichtigen Fall bearbeiten«, erklärte ihm Justus. »Deshalb sind wir hier in der Höhle. Bestimmt würde es Ihr Admiral befürworten, daß Sie uns dabei nichts in den Weg legen, Commander.«

Crane sah Justus an und zögerte. Der Erste Detektiv konnte sehr überzeugend auftreten, wenn es um die Berufsehre der drei ??? ging.

»Na ja«, sagte der Froschmann, »mit euren Karten weist ihr euch allem Anschein nach glaubhaft aus.«

»Wollen Sie nicht mit ihrem Schiff Verbindung aufnehmen«, regte Justus an, »damit man dort sofort bei der Polizei in Rocky Beach nachfragt? Ich bin ganz sicher, daß sich der Kommissar für uns verbürgen wird.«

»Aber Just«, rief Peter, »wie sollte der Commander von hier drinnen mit seinem Schiff reden können?«

»Ein guter Froschmann hat immer Verbindung zu seinem Schiff«, klärte Justus Peter auf. »Ich vermute, daß der Commander ein leistungsstarkes Sprechfunkgerät zur Verfügung hat.«

Crane lächelte. »Na, du bist ja ein ganz schlauer Bursche. Also, ihr beide setzt euch da hin und rührt euch nicht.«

Justus und Peter taten wie geheißen, und Commander Crane verschwand in der Dunkelheit. Minuten vergingen. Die Jungen konnten nur feststellen, daß der Froschmann in der finsternen Höhle am Boden kauerte, über ein kleines Gerät gebeugt, wie sie es noch nie gesehen hatten. Justus schaute neu-

gierig hin, aber er konnte nicht genau erkennen, was vor sich ging.

Schließlich richtete sich der Froschmann wieder auf, versenkte das kleine Gerät in einer verborgenen Tasche und kam zu den Jungen zurück. Er nickte ihnen zu.

»Der Sicherheitsbeauftragte gibt euch grünes Licht«, sagte er. »Ich muß euch also nicht festhalten.«

»Na, das geht ja fix bei Ihnen«, meinte Peter.

»So geht bei uns alles, wenn es sein muß«, antwortete Crane.

»Der Admiral hat ja auch ziemlich weitreichende Befugnisse.«

»Nachdem wir jetzt für unbedenklich erklärt sind, Commander«, sagte Justus ernsthaft, »dürfen wir Ihnen da ein paar Fragen stellen?«

»Mir?« Der Froschmann schüttelte lächelnd den Kopf »Das wird leider nicht gehen. Meine Arbeit unterliegt ebenfalls strengster Geheimhaltung.«

»Es geht nicht direkt um Ihre Arbeit, Sir«, versicherte Justus.

»Ich wollte mich über die Höhle hier erkundigen. Zunächst: Waren Sie das, den Peter gestern abend vorne an der Höhle gesehen hat?«

Commander Crane nickte. »Einer von meinen Leuten. Er berichtete, er sei ganz kurz gesehen worden.«

»Jetzt bin ich aber froh«, sagte Peter. »Das erklärt wenigstens eines der Geheimnisse dieser Höhle.«

»Und zweitens«, fuhr Justus fort, »haben Sie oder Ihre Männer irgend etwas im Innern der Höhle verändert? Ich meine, haben Sie den Grundriß des Höhlensystems geändert, also die verschiedenen Gänge und Öffnungen, oder sonst etwas in der Richtung unternommen?«

»Nein«, sagte Crane. »So viel kann ich sagen.«

»Zum dritten«, zählte Justus weiter auf, »ist irgend etwas, das Sie da machen, der Anlaß für diese Heultöne in der Höhle, wie sie jetzt wieder zu hören sind?«

»Auf keinen Fall. Dieses Heulen und Stöhnen hat uns selbst erstaunt. Allerdings waren wir erst ein paarmal in der Höhle. Wir sind noch nicht sehr lange in dieser Gegend. Wir dachten eben, in der Höhle sei das immer zu hören.«

»Und Ihre Aufgabe erfordert es, daß Sie möglichst ganz ungesehen bleiben?« forschte Justus weiter.

»Unbedingt.« Commander Crane lächelte. »Tatsächlich bin ich ganz sicher, daß uns außer euch Jungen niemand beobachtet hat. Das meiste haben wir von der Uferseite der Höhle aus erledigt, und hier beim Wasserloch.«

»Haben Sie sonst noch jemand in der Höhle gesehen?« fragte Justus.

Crane schüttelte den Kopf. »Nein. Freilich gibt es hier keine Gegner, aber wir versuchen jegliche Berührung mit anderen zu meiden.«

»Ja, natürlich«, sagte Justus mit einem Anflug von Enttäuschung.

»Es tut mir leid, ihr beiden«, sagte der Froschmann. »Ich hätte euch gern geholfen. Findet ihr den Ausgang allein wieder?«

»Das versuchen wir schon die ganze Zeit«, platzte Peter heraus. »Und dabei sind wir auf Sie gestoßen.«

»Na, ich denke schon, daß ich euch den richtigen Weg zeigen kann«, sagte Crane. »Aber vergeßt nicht, daß ihr über alles, was ihr hier gesehen habt, also auch unser Manöver, nicht sprechen dürft.«

»Jawohl, Sir!« versicherte Peter.

»Selbstverständlich, Commander Crane«, schloß sich Justus an.

»Gut, dann kommt mit.« Der Froschmann führte die Jungen zu einem der Durchgänge, von da aus quer durch mehrere Kammern und weitere Tunnels, bis sie in dem großen Gewölbe herauskamen, wo Peter erstmals der geheimnisvollen schwarzglänzenden Gestalt begegnet war.

»So, Freunde«, sagte Crane. »Von hier aus werdet ihr es wohl schaffen. Ich muß zu meiner Arbeit zurück.«

»Vielen Dank, Sir«, sagte Justus.

Der Froschmann winkte ihnen zu. »Und viel Erfolg bei *eurer* Arbeit.«

Er verschwand wieder in der engen Öffnung, und Peter ging auf den Gang zu, der nach seiner Erinnerung zum Tal hinausführte. Justus machte keine Anstalten, mitzukommen. Er starrte ins Leere, mit jenem abwesenden Blick, den Peter nur zu gut kannte.

»Laß das, Just«, mahnte Peter. »Ich will im Moment gar nichts hören.«

»Ich habe jetzt die endgültige Gewißheit, daß wir noch heute abend das Rätsel lösen müssen, Peter«, sagte Justus. »Der als El Diablo verkleidete Mann wußte, daß wir uns früher oder später wieder befreien würden. Das heißt, es war ihm gleichgültig, wieviel wir wußten – wenn wir ihm nur in den nächsten paar Stunden nicht dazwischenfunken konnten.«

»Ich möchte ihm ja gar nicht dazwischenfunken«, bemerkte Peter. »Nur habe ich das Gefühl, daß es bald so weit kommen wird.«

»Es ist unsere große Chance, Peter«, betonte Justus. »Der Kerl, dem es darum geht, die Leute von hier zu verjagen, der glaubt, daß wir vorläufig noch gut aufgehoben sind! Die Gelegenheit ist einmalig günstig für uns, diese Grabungen aufzuspüren und herauszufinden, warum es in der Höhle stöhnt.«

»Wahrscheinlich hast du recht«, sagte Peter zweifelnd. »Nur sollten wir vielleicht lieber erst Mr. Dalton und die anderen Männer holen.«

»Wenn wir die Höhle verlassen, werden wir gesehen«, entgegnete Justus. »Außerdem ist dafür auch gar keine Zeit. Wir müssen unseren Vorteil jetzt wahren und schnell handeln.«

»Schöner Vorteil«, sagte Peter, »aber recht hast du schon,

Just. Wo fangen wir an? Ich meine, wir waren schon mal hier, und da wußten wir auch nicht, wo es langgeht.«

»Diesmal sind wir besser informiert«, sagte Justus zuversichtlich. »Diesmal wissen wir, daß das Graben und das Stöhnen etwas miteinander zu tun haben.«

»Wie kommst du darauf?« fragte Peter verdutzt.

»Weil weder der Sheriff noch die Daltons noch die Zeitung irgend etwas von den Grabungen erwähnten. Wer also auch dahinterstecken mag – er will sein Treiben geheimhalten. Und daß es mit dem Stöhnen zusammenhängt, folgere ich daraus, daß es das einzige ist, was sich im Geheimen der Höhle abspielt, wenn niemand in der Nähe ist!«

»Na, weißt du . . .« Peter war noch immer nicht voll überzeugt.

»Zwischen zwei unerklärlichen Erscheinungen am selben Ort gibt es mit ziemlicher Sicherheit einen Zusammenhang«, fuhr Justus beharrlich fort.

Peter riß die Augen auf. »Gut, ich seh's ja ein. Was machen wir also?«

»Als erstes kannst du deinen unfehlbaren Orientierungssinn dazu benutzen, den Seiteneingang wiederzufinden, wo wir das Graben gehört haben.«

Peter nickte. Er ging im Geist den Weg zurück bis zu der Stelle, wo sie von El Diablo gefangengenommen worden waren. Endlich sagte er: »Just, ich meine, wir sollten einen Gang suchen, der uns nach Nordwesten führt.«

»Also dorthin«, sagte Justus nach einem Blick auf seinen Kompaß und zeigte nach links.

»Stimmt«, bestätigte Peter. »Los, gehen wir.«

Die beiden Jungen zündeten ihre Kerzen an. Die bisher übliche Vorsicht ließen sie dabei in der Aufregung, der Lösung des Rätsels so nahe zu sein, außer acht. Als sie auf die Öffnung in der nach Nordwesten liegenden Wand zutraten, drang wie zur Begrüßung ein Laut heraus.

»Huuuuu-uuu!«

»Es stöhnt wieder!« flüsterte Peter.

»Es hatte gar nicht aufgehört, Peter. Wir hatten uns nur inzwischen daran gewöhnt.«

»Aber es hört sich jetzt entschieden näher an.«

»Weil es aus diesem Gang kommt!« Justus hielt seine Kerze vor den Einlaß. Ein starker Luftzug drückte die Flamme nieder, und mit ihm kam schon wieder der Heulton.

»Huuuuu-uuu!«

Die beiden Jungen schlüpfen flink in den Gang, der bald in eine niedrige Kammer mündete.

»Jetzt weiß ich, wo wir sind, Just«, sagte Peter leise.

»Dann blas deine Kerze aus«, flüsterte Justus. »Wir nehmen jetzt lieber die Stablampen.«

Die Jungen schirmten die Lampen mit der Hand ab, so daß nur ein schwacher Lichtschein nach außen drang, und Peter trat als erster in den Tunnel, den sie zuvor mit El Diablo entlanggegangen waren. Beim Vorwärtsgehen wurde das Stöhnen immer lauter.

»Huuuuu-uuu!«

Als die Jungen an die Abzweigung kamen, hörten sie das Graben wieder.

»Da!« Peter schluckte. »Also hatten wir uns doch nicht verhört.«

»Natürlich nicht. Komm weiter!« flüsterte Justus.

Sie drangen gebückt und so lautlos wie möglich in den künstlich angelegten Stollen ein. Er war lang und ganz gerade. Am hinteren Ende sahen sie einen Lichtschimmer. Justus machte Peter ein Zeichen, nicht so überstürzt vorwärtszudrängen.

Der Lichtschein kam aus einem Loch in der Seitenwand des Schachts. Große und kleine Steine waren ringsum angehäuft. Und aus dem Loch drang das Klopfen und Scharren.

Vorsichtig krochen die Jungen weiter vor und spähten in das Loch, die Augen gegen das helle Licht zusammengekniffen.

In diesem Augenblick schwoll das Stöhnen wieder an – so laut, daß es in den Ohren schmerzte. Das Echo hallte um sie her und verklang dann.

»Himmel!« flüsterte Peter. »Das war aber unangenehm.«

Justus packte Peter am Arm. »Da!«

Nun hatten sich ihre Augen an die Helligkeit in der Höhle gewöhnt, und sie konnten eine Gestalt sehen, die sich mit einer Schaufel in der Hand vornüber beugte.

Peter brachte den Mund nicht mehr zu.

Die Gestalt richtete sich unvermittelt auf, legte die Schaufel nieder und nahm eine Spitzhacke auf. Einen Augenblick lang war sie im Licht der elektrischen Laterne deutlich zu erkennen – ein Mann mit weißem Haar und langem weißem Bart.

Der alte Ben Jackson!

Das erste Rätsel wird gelöst

Durch die Öffnung in der Seitenwand beobachteten Peter und Justus den alten Ben bei seiner Arbeit im Innern der verborgenen Höhle. Alle paar Minuten kam in unregelmäßigen Abständen das Klagen und Stöhnen wieder, so daß ihnen fast das Trommelfell platzte. Doch das Geräusch schien dem alten Mann überhaupt nichts anzuhaben. Unablässig grub und hackte er mit Schaufel und Spitzhacke am Fuß der Felswand. »Sieh mal dort«, flüsterte Justus. »Das sieht hier auch wie ein niedergegangener Steinschlag aus.«

»Und ein gewaltiger«, flüsterte Peter zurück.

»Siehst du, wie scharf und sauber die Bruchkanten sind?« fragte Justus. »Das ist erst vor ganz kurzer Zeit passiert.«

Der alte Ben arbeitete weiter im Bruchgestein, nicht ahnend, daß er beobachtet wurde. Schwungvoll und mit für einen Mann seines Alters erstaunlicher Kraft handhabte er die Hacke. Dann legte er sie wieder ab und nahm die Schaufel zur Hand.

»Just!« zischte Peter. »Sieh dir seine Augen an.«

Die Augen des Mannes funkelten wie irr im Licht seiner Laterne – genau wie am Abend vorher, als Ben sie vor dem urzeitlichen Ungeheuer gewarnt hatte.

»Goldfieber«, sagte Justus leise, »vielmehr in diesem Fall Diamantenfieber. Ich habe gelesen, daß die sogenannten Prospektoren häufig solche Anwandlungen bekommen, wenn sie sich fündig glauben. Nichts kann sie dann ablenken oder aufhalten.«

»Ist ja toll«, flüsterte Peter.

Der alte Ben wandte sich wieder zur Felswand und grub eifrig in dem Haufen Steine, den er mit der Spitzhacke heruntergeschlagen hatte. Er schaufelte alles in eine Art schräg

gestelltes Sieb. Während die Jungen zuschauten, bückte er sich alle paar Minuten und holte etwas aus dem Geröll heraus. Jedesmal betrachtete er seinen Fund genau, lachte verückt und steckte ihn dann in einen kleinen Lederbeutel neben der Laterne.

»Sind das Diamanten?« wisperte Peter.

»Das nehme ich an«, antwortete Justus leise. Der alte Ben war so in sein Werk versunken, daß er die Jungen wohl auch nicht gehört hätte, wenn sie normal gesprochen hätten, aber darauf wollten sie es nicht ankommen lassen.

»Dann hat er tatsächlich eine Diamantenmine entdeckt«, sagte Peter.

Justus starrte auf den Steinhaufen, das runde Gesicht in grüblerische Falten gelegt.

»Es hat den Anschein, Peter, nur –«

»Wie sollte es sonst sein? Er ist auf eine Diamantenmine gestoßen, und er weiß, daß er sich auf dem Grund und Boden der Mendoza-Ranch befindet. Käme jemand dahinter, so müßte Ben sich zumindest mit den Daltons in die Diamanten teilen, nicht? Vielleicht würden sie nach geltendem Recht auch ganz an die Daltons fallen. Also gräbt er nur nachts, und ansonsten scheucht er alle Leute von der Höhle weg!«

Justus nickte langsam. »Ich glaube, du hast recht, Peter. Das erklärt alles, außer –«

»Außer der Frage, warum es in der Höhle so merkwürdig stöhnt«, ergänzte Peter. »Und warum das aufhört, sobald jemand hereinkommt.«

»Das habe ich zwar eben nicht gemeint«, sagte Justus, »aber ich glaube, ich habe die Erklärung dafür, warum das Stöhnen aufhört. Der Sheriff und Mr. Dalton haben nämlich diesen Stollen ganz bestimmt entdeckt. Nur die Stelle, wo der alte Ben arbeitet, fanden sie nicht.«

Peter wollte gerade den Mund öffnen und etwas fragen, als im Felsgewölbe plötzlich eine Klingel eindringlich zu schrill-

len begann. Der alte Ben ließ seine Schaufel fallen und begab sich mit verblüffender Schnelligkeit zu einem Kästchen neben seiner Laterne. Er drückte auf etwas an dem Kästchen, und das Klingeln verstummte. Dann hob er die Laterne und den kleinen Lederbeutel auf und ging schnurstracks auf das Loch in der Wand los, wo Peter und Justus kauerten.

»Schnell, Peter!« flüsterte Justus in Bedrängnis.

Die beiden Jungen flitzten hinter lose angehäufte Felsbrocken im Stollen in ein Versteck. Sie schafften es gerade noch. Kaum waren sie außer Sicht, als Ben durch das Loch in der Wand trat. Der alte Mann legte seine Laterne und seinen Beutel nieder und hob eine lange Eisenstange, die den Jungen bisher nicht aufgefallen war, vom Boden auf.

In diesem Augenblick begann das Stöhnen von neuem.

»Huuuuu-uuu!«

Doch diesmal brach der unheimliche Laut ganz plötzlich ab. Der alte Ben hatte einen großen Steinbrocken in die Öffnung gewälzt, wobei er die Stange als Hebel einsetzte. Der Klotz paßte so genau, daß von einer Öffnung keine Spur mehr zu sehen war. Und das Stöhnen war schlagartig verstummt!

»Also das war's, Just!« sagte Peter. »Das hast du gemeint! Niemand konnte natürlich ahnen, daß hier in der Wand ein Durchgang ist.«

Der große Felsklotz paßte so genau in die Lücke, als hätte er seit Urzeiten an dieser Stelle gesessen.

»Genau«, flüsterte Justus, »und wenn man das Loch dichtmacht, hört sofort das Stöhnen auf. Die Klingel ist bestimmt ein Signal von einem Beobachter auf dem Berg. Vermutlich bedeutet Klingeln, daß jemand in die Höhle kommt.«

»Vielleicht hat Bob Angst bekommen und Hilfe geholt«, meinte Peter. »Hoffentlich.«

Der alte Ben schritt in dem Gang auf und ab und murmelte etwas vor sich hin. Er warf nicht einmal einen Blick zu den Steinen hinüber, hinter denen sich die Jungen verborgen hiel-

ten. Dann schaltete er plötzlich seine Laterne aus. Einen Augenblick war es in dem dunklen Gang ganz still; dann hörten die Jungen, wie er sein Umherwandern und Murmeln wieder aufnahm. Gespannt warteten sie in ihrem Versteck.

Im Dunkeln versuchte Peter all das, was er an diesem Abend erfahren hatte, in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen. Es gab immer noch Fragen, die er angesichts der Geheimnisse um das Tal der Wehklagen gern an Justus gerichtet hätte, aber Peter glaubte doch nun endlich in den meisten Punkten klarzusehen.

Der alte Ben veranstaltete also heimlich Grabungen in der Höhle. Droben auf dem Berggipfel hielt jemand Wacht. Die Heultöne wurden durch den Wind verursacht, der durch den engen Einlaß zur geheimen Felsenkammer des Schatzgräbers blies. Wenn sich jemand draußen der Höhle näherte, gab der Wächter ein Klingelsignal, und der alte Ben sperrte den Durchlaß ab. Sofort verstummten die Töne, und ihr Ursprung ließ sich nicht mehr feststellen.

Peter war hochbefriedigt darüber, das alles herausgefunden zu haben. Er hatte sich alle Fragen selbst beantwortet . . . oder doch nicht alle? Wer war zum Beispiel der falsche El Diablo, der sie gefangengenommen hatte? Welche Rolle spielte er bei der ganzen Sache? Hatte Justus darauf angespielt, als er sagte, noch sei nicht alles geklärt?

»Peter!« Justus Flüstern drang an sein Ohr. »Da kommt jemand!«

Peter erschrak so sehr, daß er fast das Gleichgewicht verloren hätte. Er hielt sich an dem großen Felsblock vor ihm fest, und ein kleiner Stein fiel zu Boden. Hatte der alte Ben das Geräusch gehört? Peter hielt den Atem an.

Da sah er einen hüpfenden Lichtpunkt näherkommen.

»Waldo?« fragte Bens Stimme ganz aus der Nähe.

»Ich bin's«, antwortete eine andere Stimme hinter dem tanzenden Licht.

»Draußen sind zwei reingegangen, Ben. Am besten türmen wir.«

Nun näherte sich auch Bens Laterne, und Justus und Peter konnten die hochgewachsene, magere Gestalt Waldo Turners erkennen. Die Jungen verkrochen sich zusammengekauert hinter den Felsen. Jetzt standen die beiden alten Männer keine drei Meter vor ihnen.

»Meinst du wirklich, die kommen hier rein?« fragte der alte Ben.

»Klar. Die letzten Tage haben sich einfach zu viele hier bei der Höhle rumgetrieben«, antwortete Waldo.

»Hol sie der Kuckuck!« rief Ben. »Und dabei hatte ich mir ausgerechnet, daß wir nur noch ein paar Tage brauchen, bis wir fertig sind. Aber wir sollten jetzt nicht noch leichtsinnig werden. Gehn wir lieber raus.«

»Hast recht«, bestätigte Waldo.

Kein Zweifel, Waldo Turner war der Wächter auf der Spitze des Teufelsberges.

Nachdem er Alarm gegeben hatte, war er durch einen Geheimgang vom Berggipfel heruntergestiegen.

Die Jungen beobachteten, wie die beiden alten Schatzgräber den Felsblock wieder vom Durchgang wegwälzten, rasch hineinschlüpften und von der anderen Seite den Felsen wieder mit dem Hebel in das Loch wuchteten. Dann war in dem stockfinsteren Minenschacht alles still.

»Wo sind die hingegangen, Just?« flüsterte Peter.

»Von der Kammer hier muß es einen Ausgang zum Berghang geben. Anders kann es nicht sein. Der Wind könnte die Heultöne nicht hervorbringen, wenn er nicht von der anderen Seite her durchblasen könnte. Wahrscheinlich ist das einer der alten Bergwerksstollen, die eigentlich abgedichtet sein sollten. Ich möchte wetten, daß der alte Ben und Waldo den Verlauf der Stollen genau kannten und einen davon wieder geöffnet haben.«

»Aber wieso wissen dann der Sheriff und Mr. Dalton nichts davon?« fragte Peter.

»Weil der Eingang wahrscheinlich ganz versteckt liegt«, meinte Justus. »Es muß auch noch einen weiteren Zugang ganz oben auf dem Berg geben, denn Waldo kam ja im Nu hierher. Bestimmt gibt es eine ganze Anzahl verborgener Eingänge. Aber jetzt holen wir am besten Hilfe.«

»Ja, nichts wie los!« stimmte Peter sofort zu.

Die Jungen knipsten ihre Stablampen an und liefen rasch den Gang zurück. Bald gelangten sie wieder zu dem ersten hohen Gewölbe, das sie schon am Abend zuvor betreten hatten. Als sie auf den Tunnel zueilten, der sie ins Freie bringen würde, sprangen zwei Gestalten aus dem Dunkel hervor. Starke Hände umklammerten Peters Arm.

»So, hab' ich dich!« knurrte eine rauhe Stimme.

Peter brachte vor Entsetzen keinen Laut hervor, als seine Lampe das lange, narbige Gesicht des Mannes mit der Augenklappe erhellte.

»Lauf, Just!« schrie er endlich.

Im selben Augenblick richtete der zweite Mann einen grellen Lichtstrahl auf Justus.

»Keine Bewegung, Junge«, sagte der Mann mit dem Narbengesicht.

Eine Diamantengeschichte

»Keinen Schritt weiter«, befahl der Mann mit der Augenklappe. »Wenn du hier im Dunkeln losrennst, holst du dir bloß blaue Flecken.«

Justus ließ sich nicht einschüchtern. »Das kann Ihnen ja egal sein. Lassen Sie uns jetzt bitte gehen. Wir haben hier Freunde.«

Der Mann lachte. »Ein vorlautes Bürschchen bist du. Warum kommst du nicht hier rüber, wo wir uns in Ruhe unterhalten können?«

»Tu's nicht, Just!« rief Peter.

Und da meldete sich hinter der Lampe der zweiten Gestalt eine wohlvertraute Stimme.

»Alles in Ordnung, Freunde. Mr. Reston ist Detektiv!«

Es war Bobs Stimme, und er grinste von einem Ohr zum anderen, als er in den Lichtkreis trat und die verdutzten Gesichter seiner Gefährten erblickte.

»Ich war auf dem Weg zur Ranch, um Hilfe zu holen, denn ich hatte gesehen, wie der Mann von dem Nevada-Wagen in die Höhle ging«, erklärte Bob. Dann berichtete er von seiner plötzlichen schlimmen Ahnung, daß der alte Ben und Waldo in das Geheimnis um das Tal der Wehklagen verwickelt seien.

»Wie der Wagen an mir vorüberfuhr, bekam ich es mit der Angst, und dann lief ich Mr. Reston direkt in die Arme.«



Wo steckt wohl in diesem Augenblick der Mann aus Nevada, den Bob in die Höhle gehen und später wieder wegfahren sah?

»Sam Reston«, stellte sich der Mann mit der Augenklappe vor. »Ich bin Detektiv und arbeite für eine Versicherungsgesellschaft. Als mir euer Freund hier von seinem Verdacht gegenüber dem alten Ben berichtete, ging ich lieber mit ihm zur Höhle zurück, statt erst lange von der Ranch Hilfe zu holen.« »Mr. Reston meinte, ihr hättet vielleicht schnellstens Hilfe nötig«, erklärte Bob.

»Sehr richtig . . .«

»Stimmt, Mr. Reston«, sagte Justus, der seine Sprache wiedergefunden hatte. Dann berichtete der Erste Detektiv Bob und Mr. Reston alles, was Peter und er in der Höhle beobachtet hatten. Reston nickte. »Ich hatte ja befürchtet, daß wir entdeckt worden waren. Aber weit können sie nicht gekommen sein, und der Beutel, den ihr da gesehen habt, enthält vermutlich die Diamanten, uni die es mir geht.«

»Was denn für Diamanten?« platzte Peter heraus.

»Nun, das ist eben meine Aufgabe«, erklärte Reston. »Ich bin hinter einem sehr geschickten Juwelendieb her, der ein Vermögen an Diamanten gestohlen hat. Sein Name ist Laszlo Victor, und er ist in ganz Europa berüchtigt. Erst vor einer Woche hatte ich seine Spur bis hierher nach Santa Carla verfolgt. Dann hörte ich vom Tal der Wehklagen und von El Diablos Höhle, und da kam mir der Gedanke, daß die Höhle für Victor ein gutes Versteck wäre. Bisher habe ich von ihm allerdings noch nicht das geringste entdeckt.«

»Aber wenn Sie ihm doch bis hierher auf der Spur waren«, sagte Peter, »warum haben Sie ihn dann nicht gefunden?«

»Weil ich keine Ahnung habe, wie er zur Zeit aussieht«, sagte Reston. »Vor ungefähr fünf Jahren verließ Victor Europa ganz überstürzt. Interpol ermittelte, daß er nach Amerika gereist war und dort unter falschem Namen lebte. Mehr fanden sie jedoch nicht heraus. Victor versteht es meisterhaft in der Maske eines anderen aufzutreten. Er könnte sich als x-beliebiger Zeitgenosse ausgeben und euch damit überzeugen.«

Justus bekam wieder seinen geistesabwesenden, nachdenklichen Ausdruck.

»Und er hat Diamanten gestohlen, die von Ihrer Gesellschaft versichert sind, Mr. Reston?«

»Ja, vor etwa einem Jahr. Er hatte noch keinen Diebstahl begangen, seit er Europa verlassen hatte, und die Polizei glaubte, er hätte seine kriminelle Laufbahn aufgegeben oder sei gar gestorben. Als aber die Diamanten gestohlen wurden, wußten wir sofort, daß als Täter nur Victor in Frage kam. Nach der Ausführung des Diebstahls hätte es kein anderer sein können.«

»Der modus operandi, die Methode des Täters, ist von großer Bedeutung«, bestätigte Justus. »Sie führt zur Überführung der meisten Verbrecher, besonders berufsmäßiger Diebe. Seine Methode wechselt ein Dieb im Grunde nie, höchstens in unwesentlichen Einzelheiten.«

»Das ist richtig, Justus«, bestätigte Reston. »Der Diebstahl war allem Augenschein nach Laszlo Victors Werk, und da erkannten wir, daß er nur auf diese Gelegenheit gelauert hatte. Es wurde uns klar, daß er in diesem Land ein neues Leben begonnen und sich in all den Jahren eine völlig andere Persönlichkeit zugelegt hatte. Jetzt vereint er tatsächlich zwei Männer in sich: Victor, den Dieb, und irgendeine andere Person, die nach außen hin völlig normal und über jeden Verdacht erhaben wirkt.«

»Und man weiß nicht, wer dieser andere ist«, warf Bob eifrig ein. »Jeder hier in der Gegend könnte es sein.«

Reston nickte. »Genau, Bob. Ich konnte seine Spur aufgrund des Verkaufs von zwei Diamanten verfolgen – erst bis nach Reno in Nevada und nun hierher.«

»Nevada!« riefen Peter und Bob gleichzeitig.

»Himmel«, sagte Peter noch, »und wir dachten, *Sie* fahren diesen Wagen aus Nevada, der uns auf der Paßhöhe von der Straße abdrängte!«

»Nein, nein«, erklärte Reston. »Ich war auf dem Weg zum Tal der Wehklagen, als ich eure Fahrräder oben auf dem Paß an der Böschung sah. Ich hielt an, um nachzusehen, was da nicht stimmte, und hätte euch auch raufgeholt, aber da sah ich schon die anderen Leute kommen und war sicher, daß alles gut ablaufen würde. Zu diesem Zeitpunkt wollte ich meine Anwesenheit hier noch nicht preisgeben. Ich glaube nämlich, daß mich Victor in Nevada gesehen hat. Ich versuchte, ihn mit dieser Augenklappe und einer falschen Narbe im Gesicht zu täuschen, ehe ich nach Santa Carla kam. Aber ob meine Maskierung Erfolg hatte, weiß ich nicht sicher.«

»Also deshalb haben Sie sich immer so im Hintergrund gehalten?« fragte Bob.

»Ja. Victor sollte nicht erfahren, daß ich ihm weiterhin auf den Fersen bin.«

Während Restons Bericht hatte Justus angespannt in die dunklen Ecken und Winkel der Höhle gespäht und an seiner Unterlippe genagt. Jetzt trat ein begieriges Leuchten in seine Augen.

»Die Diamanten, die er gestohlen hat«, sagte Justus langsam, »damit hat es doch eine besondere Bewandnis, nicht, Mr. Reston?«

Reston sah Justus erstaunt an. »Ja, tatsächlich, Justus. Sie wurden nämlich nicht bei einem Händler oder einem Juwelier gestohlen. Sie wurden aus einer Sonderschau in einem Museum in San Francisco entwendet. Es handelt sich um —«

»— Rohdiamanten!« vervollständigte Justus den Satz. »Sie sind ungeschliffen, in dem Zustand, wie sie aus der Mine kamen, stimmt's? Und es sind Industriediamanten.«

»Es ist mir nicht klar, wie du das wissen kannst«, sagte Reston, »aber du hast recht: Es sind Rohdiamanten. Allerdings sind nur wenige Industriediamanten darunter. Zu der Ausstellung wurden Diamanten aus aller Welt zusammengestellt, wie sie eben in den verschiedenen Gebieten gefunden wer-

den. Weil sie wie gewöhnliche Steinsplitter aussehen und im Museum untergebracht waren, wurden sie nicht allzu gut bewacht. Für Victor war es ein Leichtes, sie zu stehlen. Die meisten sind Rohmaterial für Schmucksteine, sehr wertvoll und außerdem sehr schwierig zu identifizieren, weil sie noch ungeschliffen sind. Aber woher weißt du Bescheid, Justus?«

»Weil ich hier in der Höhle einen Rohdiamanten gefunden habe«, sagte Justus, »und weil ich glaube, daß der alte Ben und Waldo die übrigen entdeckt haben!«

»Dann sind die Steine also wirklich in der Höhle?« rief Reston.

Justus nickte gemessen. »Ich glaube, dieser Laszlo Victor hat sie sofort nach dem Diebstahl hier versteckt. Er wollte sie wahrscheinlich in diesem Versteck belassen, bis sich die Fahndung totgelaufen hatte. Doch der alte Ben und Waldo, die ja vermutlich seit Jahren hier in der Höhle ihre Schürfungen betreiben, haben sie gefunden und daraus geschlossen, daß sie auf eine Diamantenmine gestoßen sind!«

»Aber es gibt doch in dieser Gegend gar keine Diamantenvorkommen«, entgegnete Reston.

»Nein, Sir, aber Ben und Waldo waren von jeher im Glauben, es gäbe hier Diamanten. Ich weiß noch, wie Mr. Dalton sagte, sie suchten nach Gold und Silber und auch nach Edelsteinen. Die Diamanten aus Victors Beute sehen immerhin genau so aus, als seien sie frisch ausgegraben, nicht?«

»Gewiß«, gab Reston zu, »aber müßte es Ben und Waldo nicht sonderbar erschienen sein, daß sie alle Diamanten auf einem Fleck entdeckten?«

Justus nickte eifrig. »An sich ja, aber ich glaube nicht einmal, daß der alte Ben sie so säuberlich auf einem Haufen gefunden hat. Bekanntlich befinden wir uns hier genau über der San-Andreas-Spalte. Die Höhle steckt voller Bruchgestein aus den großen Erdbeben, die sich vor Jahren hier ereigneten. Seit vielen Jahren hatten wir jetzt kein starkes Beben

mehr, aber kleine Erdstöße kommen immer wieder vor.«
»Und du meinst, erst kürzlich hat es hier so einen Erdstoß gegeben?« fragte Peter.

»ja, eben. Ich glaube, daß vor etwa einem Monat ein schwaches Beben das Diamantenversteck erschüttert hat. Und danach fanden Ben und Waldo bei ihren üblichen Grabungen die Diamanten im Geröll verstreut und nahmen an, sie hätten eine Mine entdeckt!«

»Toll!« rief Peter.

Reston nickte. »Ja, das ist durchaus möglich. Trotzdem dürft ihr nicht vergessen, daß ein Detektiv alle denkbaren Erklärungen in Betracht ziehen muß, und immerhin gibt es noch eine weitere Möglichkeit. Der alte Ben oder Waldo haben vielleicht selbst die Steine gestohlen und buddeln sie nun wieder aus, nachdem sie durch das Erdbeben verschüttet worden waren.«

Justus nickte. »Freilich – daran hätte ich auch denken sollen.«

»Aber Mr. Reston«, sagte Bob, »Ben und Waldo sind doch schon lange da! Sie gehören längst zu den Originalen hier in der Gegend. Sie können unmöglich erst vor fünf Jahren aus Europa gekommen sein.«

Reston lächelte. »Bedenke bitte, Bob, daß Laszlo Victor ein Verwandlungskünstler und Schauspieler ersten Ranges ist! Er könnte ja in der Maske eines der beiden auftreten.«

»Auch wieder wahr«, stimmte Bob zu.

»Wie dem auch sei – ich sehe nur eine Möglichkeit, das zu ermitteln«, sagte Reston. »Wir gehen jetzt zu der Kammer zurück, wo Ben und Waldo zuletzt gegraben haben, und sehen zu, daß wir herausfinden, wohin sie gegangen sind. Erst würde ich jedoch empfehlen, daß einer von euch dreien zur Ranch zurückgeht und den Sheriff holt. Er muß dann anhand der Beweise den Tatbestand aufnehmen.«

Justus nickte. »Das übernimmt am besten Peter.«

Peter machte ein langes Gesicht. »Gerade jetzt, wo wir unseren Fall abschließen!« protestierte er.

»Justus hat recht«, sagte Reston. »Bob hat mit seinem Bein zu schaffen, und Justus brauche ich hier bei mir. Außerdem sieht man dir doch an, daß du der schnellste bist. In einem Team muß jeder das übernehmen, was er am besten kann.«

Noch widerstrebend, aber insgeheim über das Lob seiner sportlichen Fähigkeiten hochbefriedigt, gehorchte Peter. Er schlüpfte lautlos aus der Höhle und lief in stetigem Trab auf das Ranchhaus zu.

Im Innern der Höhle durchschritten Justus, Bob und Sam Reston schnell die Gänge, bis sie vor der geheimen Kammer des alten Ben standen. Reston wälzte den Felsblock zur Seite und betrat das Gewölbe.

Der enge Raum war leer. Doch an der Wand gegenüber entdeckten sie den Ausgang der beiden Alten, einen ebenfalls künstlich angelegten Stollen, der steil anstieg. Sam Reston ging mit schußbereiter Pistole voran, und Justus hinterließ auf dem Weg durch den Stollen eine neue Spur aus Kreidefragezeichen.

»Wir werden am Nordgrat des Berges herauskommen«, sagte Bob unterwegs. »Dort sollen der alte Ben und Waldo ihre Hütte haben, wie es in dem Buch heißt.«

»Das wird schon stimmen, Bob«, bemerkte Justus. »Sie machten einen der alten Bergwerksstollen in der Nähe ihrer Hütte wieder zugänglich, um das Risiko, beobachtet zu werden, möglichst gering zu halten.«

Reston blieb plötzlich stehen. Weiter vom endete der Schacht an einer Felswand. Auf dem Boden bemerkte Bob Fußabdrücke, die geradewegs in das Gestein hineinzuführen schienen. Reston beugte sich hinunter. Er lehnte sich gegen einen Felsblock und drückte ihn zur Seite. Dann wälzte er noch zwei weitere große Steine weg, bis ein schmaler Durchgang frei war.

Der Detektiv kroch hinein. Die Jungen sahen nur noch seine Füße, und gleich darauf waren auch diese verschwunden. Bob und Justus spähten in das Loch und schlüpfen ebenfalls flink hindurch.

Dann standen sie in der klaren Nacht hinter einem dichten Gestrüpp aus Bäumen und Sträuchern, auf dem Nordgrat des Teufelsberges.

»Ein so kleines Loch im Berghang würde keinem auffallen«, meinte Reston. »Kommt mit, ihr beiden, aber laßt mich voran.« Vorsichtig schritt der Detektiv auf dem Grat zwischen dem Tal und der See voran. Bald sahen sie ein schwaches Licht hinter dem Fenster einer kleinen Blockhütte. Lautlos schlichen sie sich an und schauten durch die Scheiben. Der alte Ben und Waldo saßen an einem Tisch, zwischen sich ein Häufchen kleiner Steine!

Justus rät richtig

Mit gezogener Pistole öffnete Sam Reston die Tür zur Hütte.

»Diebe!« schrie Ben mit seiner hohen, brüchigen Stimme.

»Faß sie, Waldo!«

Sam Reston hob seine Waffe. »Bleiben Sie sitzen, Waldo.«

Der hochgewachsene alte Prospektor hatte sich halb erhoben. Langsam setzte er sich wieder hin.

»Der Kerl zieht schneller als wir, Ben«, sagte Waldo.

»Und da überlassen wir ihm einfach die Ausbeute aus unserem Claim!« rief Ben erregt.

»Was wollen wir machen – ein fairer Kampf ist das sowieso nicht mehr«, beklagte sich Waldo.

Wütend starrten die beiden alten Männer Reston an. Dann nahm Ben mit seinen wild blickenden, entzündeten Augen Bob und Justus aufs Korn.

»Diese Bengels!« schrie er. »Hab' ich dir nicht gesagt, die werden uns noch in die Quere kommen, Waldo? Hätten wir sie bloß nicht laufen lassen!«

»Da hätte ich auf dich hören sollen«, stimmte Waldo zu.

Der alte Ben fuchtelte heftig mit den Armen. »Krumme Hunde wie ihr kommen uns nicht so billig davon, verstanden? Anständige Prospektoren zu überfallen! Aufknüpfen werden wir euch, wie ihr's verdient!«

»Die Mine hier gehört uns«, bekräftigte Waldo und legte die Hand über das Häufchen Rohdiamanten auf der Tischplatte.

»Und deshalb müßtet ihr euch heimlich in die Höhle schleichen?« herrschte Reston die beiden an. »Und bei Nacht graben und jedesmal, wenn jemand in die Nähe kam, die Höhle dichtmachen?«

Ein listiger Ausdruck trat in Bens Augen. »War eine gute Ausbeute, jawoll. Sowas hängt man nicht an die große. Glok-

ke. Wenn sich das rumspricht, kommt alle Welt angerannt. Nein, Freundchen, da halten wir lieber dicht.«

Bob sagte zornig: »Sie wollten dichthalten, weil das Land hier den Daltons gehört! Und damit gehören auch die Diamanten ihnen!«

»Wir arbeiten seit bald zwanzig Jahren als Prospektoren in der Höhle«, erhob Waldo Einspruch. »Wir haben die Diamanten gefunden. Wir haben sie ausgegraben. Und uns gehören sie, kapiert, Bürschchen?«

Justus war die ganze Zeit stumm geblieben. Er sah sich aufmerksam in der Hütte um. Überrascht nahm er zur Kenntnis, daß sie ein Radiogerät, ein reich bestücktes Bücherregal und stapelweise Zeitungen enthielt. Er nahm sich eine Zeitung und sah sie genauer an.

Die rotgeränderten Augen des alten Ben blickten noch verschlagener drein. »Ich mach' euch einen Vorschlag: Es ist für uns alle genug da«, sagte er mit seiner Fistelstimme. »Bestimmt steckt noch jede Menge drin. Wir sind ja gar nicht so habgierig. Wißt ihr was? Wir teilen! Ein Viertel von den Steinen hier für euch, und ihr könnt mit uns zusammen weitergraben. Na, ist das was? Da drin gibt's das Zeug noch haufenweise. Eine wahre Fundgrube!«

Da meldete sich plötzlich Justus zu Wort. »Da drin gibt es keine Steine mehr, Mr. Jackson, oder höchstens noch ein paar, und das wissen Sie ganz genau.«

Alle wandten sich um und starteten Justus an.

»Diese Hütte verträgt sich nicht so recht mit der rührenden Vorstellung von Ihnen beiden als altmodischen Prospektoren und Sonderlingen«, fuhr Justus fort.

»Aber Just, was meinst du damit?« rief Bob.

»Er meint, daß es die beiden Käuze hier faustdick hinter den Ohren haben«, sagte Sam Reston, »was durchaus zutreffen könnte. Aber wie bist du zu dieser Folgerung gekommen, Justus?«

Justus wies auf das Radio. »Ein Kofferradio paßt wohl kaum in die Idylle von zwei verkalkten Spinnern, die noch in der guten alten Zeit leben. Und die Bücher hier im Regal zeugen von einem Interesse an der Neuzeit, das man ihnen genauso wenig zutrauen würde. Ich habe den Eindruck, die Nachbarn ließen sich ganz schön ausnehmen mit ihren Liebesgaben, und keiner hat sich weiter eingemischt. Und ich bin auch überzeugt, es war den beiden völlig klar, daß sie nicht etwa eine Diamantenmine entdeckt hatten.«

»Wie kommst du darauf, Justus?« fragte Reston.

Justus wies auf das Bücherregal. »Vier der Bücher dort handeln von Diamanten, und alle vier sind ziemlich neu. Außerdem steht in dieser Zeitung hier ein ausführlicher Bericht über den Diamantendiebstahl aus dem Museum in San Francisco! Die Zeitung ist ein Jahr alt, und der Artikel ist mit Bleistift eingerahmt. Sie haben sich die Ausgabe extra aus San Francisco beschafft.«

»Sieh mal an!« Reston wandte sich an die beiden alten Männer. »Was haben Sie dazu zu sagen?«

Der alte Ben und Waldo sahen sich an. Schließlich zuckte Ben die Achseln. Als er wieder sprach, klang seine Stimme plötzlich ganz normal.

»Der Junge hat recht«, sagte der alte Ben schlicht. »Wir wußten, daß es keine Diamantenmine war. Hier gibt's keine Diamanten.«

»Als wir die ersten paar fanden, stellten wir uns vor, wir seien vielleicht auf eine Ader gestoßen«, setzte Waldo hinzu, »aber im Grunde ahnten wir schon den Zusammenhang, und da besorgte Ben die Bücher. Die Steine stammten demnach hauptsächlich aus Afrika. Darauf ging ich in die Bücherei und fand einen kleinen Artikel im Lokalblatt über diesen Einbruch. Wir ließen uns eine Zeitung aus San Francisco kommen, und darin waren die Steine genau beschrieben. Also wußten wir, daß sie aus der Diebesbeute stammten.«

Der alte Ben berichtete weiter. »Die Diamanten waren gestohlen worden, also nahmen wir an, wir könnten sie ohne weiteres behalten. Außer dem Dieb würde es nie jemand erfahren. Wir gruben weiter und fanden die Dinger haufenweise.«

»Nur eins war übel: daß durch die Stollen, die wir freilegten, der Wind wieder in der Höhle heulte«, fuhr Waldo fort. »Erst kam uns das gerade recht, denn es hielt die Leute von der Höhle fern. Dann kamen Mr. Dalton und der Sheriff und untersuchten die Sache. Also ging ich von da an auf den Berg, und jedesmal, wenn einer in die Nähe der Höhle kam, gab ich Ben ein Signal, und er machte die Löcher wieder dicht, bis die Luft rein war.«

Der alte Ben lachte leise. »Wir haben sie alle reingelegt. Einmal hab' ich ja auch euch Bengels selbst verscheucht. Nur ist mir nicht klar, wie ihr heute abend in die Höhle gekommen seid, ohne daß Waldo euch gesehen hat.«

Justus schilderte den Trick mit Bob und den Strohmännern, und die beiden Alten hörten voll Anerkennung zu. Als Justus geendet hatte, lachte der alte Ben wieder.

»Donnerwetter, 'sag' ich's nicht, daß ihr schlaue Burschen seid? Ihr wart uns also auf die Schliche gekommen und habt uns reingelegt.«

»Hier gibt es nichts zu lachen, Mr. Jackson«, warf Reston streng ein. »Unterschlagung von Diebesgut ist ein schwerwiegendes Vergehen.«

Ben grinste einfältig. »Ich weiß ja nicht, ob wir sie wirklich behalten hätten. Nur hatten wir bisher beim Schürfen noch nie Glück gehabt, und es war richtig aufregend, die Dinger auszugraben. Eine Zeitlang kamen wir uns wieder vor wie rechte Prospektoren in der guten alten Zeit. Ich weiß wohl, daß es Unrecht war, aber wir sagten uns, es sei schließlich nur zum Schaden des Diebs. Wir wollten uns dann in Ruhe überlegen, was wir mit den Steinen machen sollten.«

»Und die Vorfälle im Umkreis der Ranch mit ihren schlimmen Folgen?« fragte Bob aufgebracht.

»Und der Felsblock, der uns beinahe erschlagen hätte?«

»Das waren zum größten Teil wirklich Unglücksfälle«, erklärte Waldo.

»Hier passiert ja dauernd irgendwas. Das Gestöhn machte die Leute nervös, und da gaben sie nicht genug acht. Das mit dein Felsblock war allerdings meine Schuld. Ich beobachtete euch und stieß dabei mit dem Fuß gegen einen Stein, und da kam der Klotz ins Rollen. Ich hatte aber nichts Böses im Sinn.«

Sam Reston blickte die beiden Männer streng an. »Ich werde mir noch überlegen, was ich mit Ihnen beiden mache«, sagte er, während er die Diamanten zusammenlegte und wieder in den Lederbeutel schüttete. Die beiden Alten schauten entsagungsvoll zu, wie ihre reiche Beute eingesackt wurde.

»Sie haben sich töricht benommen«, sagte Reston noch, »aber immerhin förderten Sie die Diamanten wieder zutage. Vielleicht wollten Sie sie am Ende wirklich abliefern – na? Auf alle Fälle muß ich jetzt den Dieb finden.«

Da meldete sich Justus wieder. »Ich habe über Victor nachgedacht, Mr. Reston. Ich bin überzeugt, er weiß genau, daß der alte Ben und Waldo in der Höhle gegraben haben, und er muß auch wissen, daß sie die Diamanten gefunden haben. Bestimmt kommt er wieder her, um sie sich zu holen – und das bringt mich darauf, daß Sie ihm eine Falle stellen könnten.«

Eine gepreßte Stimme ertönte dicht hinter ihnen in der Hütte.

»Bist ein kluger Junge. Ich bin schon da!«

Erschrocken drehten sich alle nach dem Sprecher um. Dort im Türrahmen stand der falsche El Diablo! Sein maskiertes Gesicht war genauso jugendfrisch und unbewegt wie vorhin, als er Justus und Peter in der Höhle überfallen hatte, und sei-

ne linke Hand hielt die gleiche Pistole auf die Gruppe gerichtet.



*Rechts oder links? Bitte ergänzt selbst:
Der falsche El Diablo trägt die Pistole
unbeirrt, der echte El Diablo in der
Knochenhand,
Alle historischen Darstellungen zeigen El
Diablo mit Pistole als händer.
Professor Walsh vertritt die Theorie, El
Diablo sei händer gewesen.
Gut gemacht. Das beweist also zumindest, daß
Professor Walshs Theorie falsch ist.
Wieso ich sage »zumindest«? Nun, darauf
möchte ich nicht mehr eingehen. Das Ende ist
nahe!*

»Rührt euch nicht, Jungen«, sagte Reston ruhig. »Wenn das Victor ist, der ist gefährlich.«

Der Detektiv faßte seine eigene Pistole ins Auge, die er auf dem Tisch hatte liegenlassen.

»Ein sehr guter Rat«, sagte die unnatürlich heisere Stimme.

»Sie haben es erraten: Victor.« Der Dieb hob die Pistole zum Zeichen, daß sie an die Wand treten sollten. »Laß die Waffe liegen, Reston.«

Reston, die Jungen und die beiden alten Männer standen mit dem Rücken zur Wand.

»Du, der Kleine, nimm den Strick da in der Ecke und leg Reston Fesseln an. Wird's bald?«

»Tu's, Bob«, sagte Reston.

Bob schluckte schwer und holte den Strick, dann fesselte er Reston an den Händen und Füßen. Victor schubste ihn weg und untersuchte Restons Fesseln. Befriedigt trat der Bandit zurück.

»Jetzt bindet ihr Burschen die beiden Alten«, befahl er. Justus und Bob fesselten den alten Ben und Waldo. Dann mußte Bob Justus fesseln, und zum Schluß nahm sich Victor selbst Bob vor. Als sie alle in Fesseln am Boden saßen, ging der Bandit zum Tisch und nahm sich den Lederbeutel. Höhnisch schnarrte er: »Vielen Dank auch, daß ihr die Diamanten für mich bereitgehalten habt. Ihr habt mir den ganzen Aufwand erspart, sie nach dem Erdbeben wieder auszubuddeln. Selbstverständlich hatte ich sie die ganze Zeit scharf im Auge. Schließlich habe ich sie nicht mit solcher Mühe geklaut, nur um sie so leicht wieder zu verlieren.« Der Mann lachte hämisch. »Ihr Bürschchen wart ja recht stur, und das machte mir schon Kummer, aber als ich die Sauerstoffgeräte sah, konnte ich mir denken, was ihr damit vorhattet. Ein wenig nervös wurde ich dann, als mir klar wurde, daß Reston schon wieder hinter mir her ist, aber nun ist ja noch alles gutgegangen.«

Der Juwelendieb machte eine spöttische Verbeugung vor seinen wehrlosen Opfern und ging aus der Hütte.

Justus stöhnte laut. »Ich hätte mir denken sollen, daß er uns beobachtet! Als er uns in der Höhle gefangensetzte, war es ja klar, daß er über die Grabungen Bescheid wußte – wir hörten sie gut von da aus, wo er uns stellte.«

»Mach dir keine Vorwürfe, Justus«, sagte Reston. »Du hast den Fall bis zum Schluß richtig gelöst. Ich hätte selbst merken müssen, daß Victor den alten Ben und Waldo nur als Handlanger benutzte.«

»Na«, meinte Bob, »und immerhin hat Just richtig vermutet: Der Dieb kam wieder zurück.«

Justus runzelte unbefriedigt die Stirn. »Was nützt es, einen Fall zu lösen, wenn sich der Schurke nicht ins Gesicht sehen läßt?« fragte er. »Er setzt sich ab, und wir werden nie erfahren, wie er eigentlich aussieht. Und Mr. Reston muß wieder von vorn anfangen –«

Justus hielt mitten im Satz inne, den Mund offen wie ein verstörter Fisch. Er saß da und blickte starr in die Ferne, wie in einer Art Trance.

»Just?« redete ihn Bob an.

»Justus«, sagte Sam Reston, »was ist denn?«

Justus blinzelte, als sei er soeben von einer weiten Geistesreise in die Hütte zurückgekehrt. »Wir müssen uns befreien!« rief er und zerrte an seinen Fesseln. »Wir müssen uns beeilen und ihn einholen!«

Sam Reston schüttelte trübsinnig den Kopf. »Der ist über alle Berge, Justus. So einer wartet nicht lange.«

»Na, ich weiß nicht«, meinte Justus.

»Was weißt du nicht, Just?« fragte Bob.

Das unerwartete Hufgeklapper vor der Hütte ließ Justus nicht mehr zum Antworten kommen. Im nächsten Augenblick wurde die Tür aufgerissen, und ein großer Mann, den sie vorher nie gesehen hatten, schaute verwundert auf die fünf gefesselten Gefangenen nieder.

»Was zum Teufel ist denn hier los?« dröhnte seine Stimme.

»Wo seid ihr Lausebengels jetzt wieder reingeraten?«

Bob und Justus sahen an dem großen Mann hinauf, und dann atmeten sie erleichtert auf.

Hinter ihm sahen sie die vertrauten Gesichter von Peter und Mrs. Dalton.

Maske ab für El Diablo

Der große Mann stellte sich als Sheriff von Santa Carla heraus, und zunächst einmal war er bitterböse auf die Jungen, weil sie das Rätsel auf eigene Faust zu lösen versucht hatten.

»Das gehört verboten, daß drei Jungen auf einen gefährlichen Juwelendieb Jagd machen!« legte der Sheriff mit Donnerstimme los.

»In dieser Höhle hätte ja alles mögliche passieren können«, schloß sich Mrs. Dalton an, »wo es hier von Dieben und Verrückten nur so wimmelte! Wenn Peter die Fragezeichen nicht entdeckt und sich gedacht hätte, daß ihr zur Hütte des alten Ben gegangen seid – weiß der Himmel, wie wir euch wiedergefunden hätten!«

Bob machte dazu ein ziemlich einfältiges Gesicht, aber Justus wandte sich rasch an den Sheriff.

»Es tut uns leid, Sir«, sagte er höflich, »aber wir unternahmen ja in der Höhle nichts Gefährliches. Wir wurden nur durch einen unglücklichen Zufall aufgehalten – von dem Dieb, dem Mr. Reston auf der Spur ist.«

»Das stimmt, Sheriff«, warf Reston ein. »Die Jungen konnten nicht ahnen, daß ein gemeingefährlicher Verbrecher in der Höhle war. Sie dachten, sie hätten es nur mit dem rätselhaften Heulen und vielleicht noch mit einem Paar harmloser alter Käuze zu tun. Sie wären nie auf die Idee gekommen, daß es einen Juwelendieb zu fangen galt, bis ich mit ihnen zusammentraf. Und es war mein Einfall, den alten Ben und Waldo ins Gebet zu nehmen.«

»Darüber unterhalten wir uns dann noch«, knurrte der Sheriff Reston an. »Aber sonst können Sie recht haben. Ich meine, alles in allem haben sich die Jungen beachtlich verantwortungsbewußt verhalten.«

»Ich würde sagen: verantwortungsbewußter als die meisten Erwachsenen«, sagte Reston. »Und diesen rätselhaften Fall haben sie anscheinend aufgeklärt, auch wenn der Dieb nun entwischt ist.«

Mrs. Dalton lächelte. »Ich sage nur: Sie haben sich als sehr geschickte Detektive erwiesen.«

»ja, sie haben den Fall gelöst«, bestätigte der Sheriff. »Schade, daß der Dieb entkommen ist, aber den schnappen wir uns schon noch.«

»Bitte, Sir!« rief da Justus flehentlich.

Alle starrten den Ersten Detektiv verwundert an.

»Ich habe meine Zweifel, ob der Dieb tatsächlich entkommen ist«, erklärte Justus eifrig, »und womöglich versucht er es gar nicht erst!«

»Was willst du damit sagen?« fragte der Sheriff.

»Wissen Sie genau, wo all die anderen jetzt sind, Sir?« fragte Justus gelassen.

»All die anderen? Du meinst die Leute von der Ranch? Na, die sind doch alle unterwegs, auf der Suche nach euch«, sagte der Sheriff.

»Dalton und seine Männer sind unten am Strand, und Luke Hardin und Professor Walsh sind mit noch ein paar Leuten auf der anderen Seite des Teufelsbergs drüben.«

»Und wo wollte man sich anschließend treffen?« fragte Justus.

»Beim Ranchhaus«, antwortete der Sheriff.

»Dann schlage ich vor, daß wir alle sofort zum Ranchhaus gehen«, sagte Justus entschieden.

Der Sheriff sah unmutig drein. »Also, mein Junge, wenn du dir da irgendwas in den Kopf gesetzt hast, dann laß es uns lieber vorher wissen.«

Justus schüttelte den Kopf »Dazu ist keine Zeit mehr, Sir. Eine Erklärung dauert zu lange, und wir müssen ihn kriegen, ehe er das Beweismaterial beseitigen kann.«

»Hören Sie lieber auf den Jungen, Sheriff«, empfahl Sam Reston. »Ich weiß schon aus Erfahrung, daß er sich gut überlegt, was er sagt.«

»Na schön«, gab der Sheriff nach. »Dann los, Jungen – ihr könnt bei uns mitreiten.«

Justus stieg hinter dem Sheriff aufs Pferd, und Bob und Peter ritten mit zwei Polizisten, die draußen im Sattel geblieben waren. Es wurde ein wilder Ritt durch das unwegsame Weideland. Die Jungen hielten sich krampfhaft fest, während es über Stock und Stein ging.

Als sie schließlich beim Haus anlangten, rührte sich nichts. Nur aus dem Küchenfenster drang ein schwacher Lichtschein.

»So, mein Junge«, sagte der Sheriff zu Justus, der hinter ihm angeklammert hockte, »und wen wolltest du nun hier finden?«

Justus biß sich auf die Unterlippe. »Ich weiß bestimmt, daß er zurückkommen wird. Wir waren wahrscheinlich schneller. Er mußte ja mindestens noch eine Weile so tun, als beteilige er sich an der Suche. Ich schlage vor, daß wir alle absteigen und hier im Dunkeln warten.«

»Das machen wir sowieso«, sagte der Sheriff, »aber ich will endlich wissen, was hier los ist.«

Er schwang sich vom Pferd und half dann Justus beim Absteigen. Gleich darauf kam auch Sam Reston mit seinem Wagen angefahren.

»Los, Junge«, sagte der Sheriff entschieden, »erzähl uns jetzt, was es mit dieser Hetzjagd auf sich hat.«

»Mir war da einiges im Gedächtnis geblieben«, erklärte Justus, »was der Bandit in der Hütte zu uns sagte. Ich kombinierte das mit ein paar Tatsachen, und –«

Da kam plötzlich vom Ranchhaus her ein Mann mit hinkendem Gang auf die Gruppe zu.

»Ah, Sie haben sie also gefunden, Sheriff«, sagte Professor

Walsh. »Gut gemacht. Das war ein turbulenter Abend euch drei Jungen, wie?«

Der Professor lächelte hinter seinen dicken Brillengläsern und faßte sich ans linke Bein. »Ich habe leider einen Sturz getan. Mußte zurückgehen und mir das Bein verbinden. Ein böser Riß.«

»Sie kommen gerade zur rechten Zeit, Professor«, sagte der Sheriff. »Der junge Jonas hier will uns eine Geschichte erzählen.« Justus Stimme war ganz ruhig. »Das ist jetzt nicht mehr nötig, Sheriff. Ich bitte Sie, Professor Walsh nach den Diamanten zu durchsuchen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er sie noch einmal aus der Hand gegeben hat, zumal er sich in Sicherheit wiegt, daß wir ihn nicht als Laszlo Victor verdächtigen.«

»Victor!« rief Sam Reston und starrte den Professor an.

»Die Diamanten dürften wohl unter dem Verband stecken«, sagte Justus noch.

Mit einem Aufschrei drehte sich Professor Walsh um und rannte weg. Im nächsten Augenblick stürzten alle hinterher. Alle bis auf die Jungen und Mrs. Dalton. Sie wandten sich zu Justus und sahen ihn ungläubig an.

Der Erste Detektiv stand einfach da und schmunzelte.

Alfred Hitchcock hört und staunt

»Und die Diamanten fand man tatsächlich unter dem Verband um Professor Walshs Bein, du Meisterdetektiv?« fragte Alfred Hitchcock.

»Ja, Sir«, sagte Justus. »Sie holten den Professor ein, als er gerade bei seinem Wagen angekommen war – dem mit dem Nummernschild aus Nevada. Es stellte sich heraus, daß er zwei Autos besaß. Das mit der Nevada-Nummer hatte er sonst in einer abseits gelegenen Schlucht im Tal der Wehklagen abgestellt. Das El-Diablo-Kostüm und die Gummimaske lagen im Wagen. Er hatte die Sachen noch nicht beseitigt, weil er sich sicher glaubte, daß noch niemand ihn als Laszlo Victor verdächtigt hatte.«

»Ja, ja – das übersteigerte Selbstvertrauen bei Verbrechern großen Stils«, bemerkte der Regisseur gemessen dazu. »Gut gemacht, ihr drei.«

Es war eine Woche nach der Festnahme des Professor Walsh alias Laszlo Victor. Die Jungen waren eben wieder zu Hause – nach einer wohlverdienten Woche Ferien auf der Mendoza-Ranch, die sie mit Schwimmen, Reiten und lehrreicher Mithilfe bei der Landarbeit verbracht hatten. Jetzt saßen sie im Büro des berühmten Filmregisseurs und berichteten anhand von Bobs Protokoll über das rätselhafte Heulen und Stöhnen in der Höhle.

»Ich glaube, ich begreife das geheimnisvolle Zustandekommen der unheimlichen Töne«, fuhr Mr. Hitchcock fort, »und auch die Machenschaften von Ben und Waldo. Was ist übrigens aus den beiden alten Spitzbuben geworden?«

Bob grinste. »Der Sheriff rang sich schließlich dazu durch, daß sie es strenggenommen noch zu keiner Straftat hatten kommen lassen. Er nahm zu ihren Gunsten an, daß sie zu-

letzt doch Verstand genug bewiesen hätten, die Diamanten abzuliefern. Und Mr. und Mrs. Dalton haben ihnen sogar verziehen, daß sie so viel Angst und Unruhe verbreitet hatten.«

Alfred Hitchcock nickte hinter seinem großen Schreibtisch. »So, so. Nun, auch ich glaube, daß sie sich nur vorübergehend von diesem so lange erträumten, märchenhaften Fund hinreißen ließen.«

»Und werden Sie unseren Bericht über diesen Fall wieder als Buch herausgeben, Sir?« erkundigte sich Peter begierig.

»Halt!« rief Alfred Hitchcock mit Donnerstimme. »Davon habe ich nichts gesagt. Ich erklärte mich zwar bereit, jedes eurer Abenteuer, das mein Interesse zu wecken vermag, zu veröffentlichen, und ich sehe auch klar, was es mit dem Stöhnen in der Höhle und mit den alten Prospektoren auf sich hatte. Ich durfte jedoch noch immer nicht erfahren, wie unser Erster Detektiv zu seiner plötzlichen Folgerung gelangte, El Diablo und Professor Walsh seien in Wahrheit Laszlo Victor.«

Justus beugte sich auf seinem Stuhl vor. »Na, ich begann mich eben zu fragen, ob nicht Professor Walsh und der falsche El Diablo ein und dieselbe Person sein könnten. Ferner wurde mir klar, daß er sich bei logischer Überlegung am ehesten als Laszlo Victor verdächtig machte. Er war der einzige wirklich Fremde auf der Ranch, und seine Vergangenheit hätte man sich am ehesten als erfunden vorstellen können.«

Alfred Hitchcock nickte. »Das leuchtet ein. Er lebte erst seit einem Jahr in der Gegend, und es ist einfacher, sich als Professor auszugeben statt als ehemaliger Rodeo-Reiter oder erfahrener Landarbeiter. Aber was lenkte deinen Verdacht überhaupt auf ihn?«

Justus runzelte die Stirn. »Eigentlich hätte er mir schon viel früher auffallen müssen. Aber ich gebe zu, daß ich erst dahinterkam, als wir alle in Bens Hütte gefesselt lagen. Was er da

sagte, nachdem er uns hilflos vor' sich sah – das ließ mich auf einmal klarsehen.«

Alfred Hitchcock blätterte in Bobs Manuskript. »Nun, so viel hat er anscheinend gar nicht gesagt«, bemerkte er schließlich. »Nicht viel, aber es reichte«, sagte Justus. »Erst erwähnte er, er hätte unsere Sauerstoffgeräte gesehen. Und die konnte nur jemand auf der Ranch gesehen haben, denn auf der Fahrt zur Küste hatten wir sie ja extra verhüllt. Zweitens war da diese Stimme. Auch wenn sie verstellt und gedämpft klang, damit wir sie nicht erkennen sollten, konnte er doch seine besondere Sprechweise nicht verbergen. Und wenn ich nun noch andere Fingerzeige hinzunahm, wurde mir plötzlich klar, daß nur Professor Walsh so zu sprechen pflegte.«

Alfred Hitchcocks Augen funkelten. »Ausgezeichnet. Ja, so mancher verrät sich durch seine ganz persönliche Eigenart des Sprechens.«

»Und dann«, fuhr Justus fort, »sagte er noch, er sei nervös geworden, als ihm klar wurde, daß Reston wieder hinter ihm her sei. Da konnte ich an zwei Stellen einhaken. Erstens: Der falsche El Diablo wußte also, wer Reston war, und zweitens wußte er, daß Reston ihm auf der Spur war!«

»Aber natürlich!« rief der Regisseur. »Reston hatte euch erzählt, daß ihn Laszlo Victor vom Aussehen her kannte. Und außer euch Jungen hatte noch niemand Reston selbst gesehen. Ihr hattet lediglich den anderen von ihm berichtet. Damit wurde klar, daß euer falscher El Diablo Reston nach eurer Beschreibung aus der Erinnerung wiedererkannt hatte, und das selbst mit Augenklappe und Narbe.«

»Genau, Sir«, bestätigte Justus.

Alfred Hitchcock zog die Brauen zusammen. »Nun, all das ist doch aber wenig zielgerichtet, junger Mann. Es trifft auf Professor Walsh zu, könnte aber auch auf andere Leute von der Ranch zutreffen. Was lenkte nun deinen Verdacht ausgerechnet auf Walsh?«

»Die Pistole, die er bei sich trug«, sagte Justus triumphierend. »Die Pistole?« wiederholte der Regisseur und schaute noch einmal in Bobs Niederschrift. »Ich finde hier nichts von dieser Pistole – will sagen, nichts Besonderes.«

»Nein, Sir, ich meine nicht die Waffe selbst, sondern die Art, wie er sie hielt«, sagte Justus rasch. »El Diablo, der uns überfiel, hielt die Pistole in der linken Hand. Das Halfter trug er auf der linken Hüfte. Aber alle Bücher und Bilder zeugen davon, daß El Diablo Rechtshänder war. Als wir das Skelett des echten El Diablo in der Höhle fanden, steckte die Pistole auch in der rechten Hand. Also –«

»Donnerwetter!« rief Hitchcock. »Wie konnte ich das übersehen? Natürlich, Jonas junior – allein der Professor vertrat die Theorie, El Diablo sei Linkshänder gewesen! Und diese seine Lieblingstheorie hat ihn zu Fall gebracht!«

»Genau so war es«, sagte Justus grinsend. »Er war nämlich tatsächlich Professor und Dieb zugleich. Wie Mr. Reston uns erklärte, hatte er fünf Jahre lang daran gearbeitet, sich eine neue Existenz zu schaffen. Er war wirklich Professor Walsh, der Experte für die Geschichte Kaliforniens. Er schrieb tatsächlich an einem Buch über El Diablo, und wenn er in der Rolle des Banditen auftrat, hielt er sich selbstverständlich an seine eigene Theorie und gab sich als Linkshänder!«

Alfred Hitchcock mußte unbändig lachen. »Das habt ihr drei wieder einmal prächtig gemacht. Diesen Fall habt ihr unübertroffen genial gelöst, und ich werde gern für die Veröffentlichung Sorge tragen. Die Sache mit der linken Hand – unglaublich!«

Die Jungen strahlten förmlich bei so großem Lob. Dann hielt Justus Mr. Hitchcock die alte Pistole hin, die er und Peter in der Hand des toten El Diablo gefunden hatten.

»Wir dachten, Sir, Sie hätten sie vielleicht gern zur – Erinnerung an das Tal der Wehklagen und an El Diablos Höhle«, sagte er.

»Ach, El Diablos Pistole!« Ehrfurchtsvoll betrachtete Mr. Hitchcock die alte Waffe. »Die werde ich in Ehren halten. Ihr habt ja nicht nur die Quelle dieses Heulens und Stöhnens entdeckt und den Diamantenraub aufgeklärt. Ihr habt zum guten Ende auch den Schlußstrich unter die Legende von El Diablo gezogen.«

»Ach ja!« rief Peter. »Hätte ich fast vergessen!«

»Blicke nur noch ein Fragezeichen«, sagte Alfred Hitchcock augenzwinkernd. »Gibt es in diesem Wasserloch in der Höhle wirklich ein Ungeheuer? Und hat das vielleicht El Diablo getötet?«

Das machte Justus wieder nachdenklich. Sein Blick schweifte in die Ferne. »Die Legende um dieses unheimliche Wesen hält sich seit langer Zeit. Möglicherweise entbehrt sie doch nicht einer gewissen Grundlage. Es wäre sicher aufschlußreich, noch einmal zur Höhle zu gehen und nachzuforschen, ob dieser Teich nicht tatsächlich etwas birgt.«

»Bloß das nicht!« wehrten sich Bob und Peter einstimmig. Aber Justus sagte nur noch: »Hmmm – wer weiß?«

Dann schritten die drei Jungen im Gänsemarsch zur Tür hinaus.



Da lag nun El Diablos Pistole vor mir auf dem Schreibtisch. Wieder einmal hatten die drei ??? einen geheimnisvollen Fall gelöst, an dem die Erwachsenen vergeblich herumgerätselt hatten.

Ich frage mich, woran sie ihren Spürsinn als nächstes erproben werden. Vielleicht wird es jenes Fabelwesen in der Höhle sein?

Und wenn nicht dies, dann etwas ebenso Mysteriöses – das ist mir jetzt schon klar!